



HARLAN ELLISON

(HRSG.)

GEFÄHRLICHE VISIONEN

Deutsch von Hannes Riffel
und zahlreichen Gleichgesinnten

Deutsche Erstausgabe
Titel der Originalausgabe: *Dangerous Visions*
Erstmals erschienen 1967 bei Doubleday in New York

**Die Arbeit des Übersetzers Hannes Riffel an diesem Text
wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.**

© 1967 by Harlan Ellison
© renewed 1995 by the Kilimanjaro Corporation
© der Anthologie 2024 by the Harlan and Susan Ellison Foundation
© der Übersetzung 2026 bei den einzelnen Übersetzer:innen
© dieser Ausgabe 2026 by Carcosa Verlag, Wittenberge
Alle Rechte vorbehalten

Mit freundlicher Genehmigung von Blackstone Publishing, Ashland // Herzlichen Dank an Hans-Ulrich Möhring für die Übersetzung des Zitats von William Blake in der Nachbemerkung zu der Erzählung von Carol Emshwiller // Wir verweisen auf das Quellenverzeichnis am Ende des Bandes // Alle Informationen in den Einleitungen stammen aus dem Erscheinungsjahr 1967 und wurden auf Wunsch des Herausgebers nicht aktualisiert // Diese erste vollständige dt. Ausgabe von *Dangerous Visions* ist in Freundschaft und Dankbarkeit Hardy Kettlitz gewidmet

Carcosa Verlag ist ein verschwistertes Imprint von
Memoranda Verlag | Hardy Kettlitz | Ilsenhof 12 | 12053 Berlin
www.carcosa-verlag.de | www.memoranda.eu

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung: verlag@memoranda.eu

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von §44b UrhG behalten wir uns ausdrücklich vor.

Lektorat: Alexander Pechmann, Sünje Redies & Hannes Riffel
Korrektorat: Udo Klotz & Ralf Neukirchen

Umschlaggestaltung: s.BENeš [www.benswerk.com]
Layout & Satz: Hardy Kettlitz
Druck: Finidr s.r.o.



ISBN: 978-3-910914-42-1 (Buchausgabe)
ISBN: 978-3-910914-43-8 (E-Book)

Inhaltsverzeichnis

Isaac Asimov · »Erstes Vorwort: Die zweite Revolution«	7
Isaac Asimov · »Zweites Vorwort: Harlan und ich«	17
Harlan Ellison · »Vorrede: Zweiunddreißig Wahrsager«	21
Lester del Rey · »Abendandacht«	39
Robert Silverberg · »Fliegen«	49
Frederik Pohl · »Der Tag nach dem Tag, an dem die Marsianer kamen«	65
Philip José Farmer · »Reiter der Purpurprämie«	77
Miriam Allen deFord · »Das Malley-System«	179
Robert Bloch · »Ein Spielzeug für Juliette«	193
Harlan Ellison · »Der Streuner in der Stadt am Rand der Welt«	211
Brian W. Aldiss · »Die Nacht, in der die Zeit losbrach«	247
Howard Rodman · »Der Mann, der – zweimal – zum Mond flog«	265
Philip K. Dick · »Der Glaube unserer Väter«	279
Larry Niven · »Stückwerk«	327
Fritz Leiber · »Knochen Spiele«	347
Joe L. Hensley · »Jesus Randy, mein Sohn«	381
Poul Anderson · »Eutopia«	403
David R. Bunch · »Ein Vorfall in Moderan Ausbruch«	433

James Cross · »Das Puppenhaus«	449
Carol Emshwiller · »Geschlecht und/oder Mr. Morrison«	479
Damon Knight · »Soll dich preisen der Staub?«	495
Theodore Sturgeon · »Wenn alle Menschen Brüder wären, dürfte dann einer deine Schwester heiraten?«	503
Larry Eisenberg · »Was geschah mit Auguste Clarot?«	567
Henry Slesar · »Ersatz«	575
Sonya Dorman · »Geht, nun geht schon, sprach der Vogel«	585
John T. Sladek · »Die Glückseligen«	595
Jonathan Brand · »Begegnung mit einem Hinterwäldler«	623
Kris Neville · »Aus der Regierungsdruckerei«	631
R. A. Lafferty · »Land der großen Pferde«	641
J. G. Ballard · »Das Wiedererkennen«	657
John Brunner · »Judas«	675
Keith Laumer · »Zerreißprobe«	689
Norman Spinrad · »Karzinomengel«	727
Roger Zelazny · »Autodafé«	745
Samuel R. Delany · »Jawohl, und Gomorrha ...«	757
Quellenverzeichnis	775

Erstes Vorwort

Die zweite Revolution

Heute – an ebendem Tag, an dem ich dies schreibe – habe ich einen Anruf von der *New York Times* erhalten. Sie nehmen einen Artikel an, den ich ihnen vor drei Tagen geschickt habe. Das Thema: die Besiedlung des Mondes.

Und sie haben sich bei mir *bedankt!*

Heilige Mondfee, wie sich die Zeiten geändert haben!

Vor dreißig Jahren, als ich angefangen habe, Science Fiction zu schreiben (damals war ich noch sehr jung), war die Besiedlung des Mondes ausschließlich ein Thema für Pulp-Magazine mit grellbunten Titelbildern. Das war Literatur vom Zuschnitt »Erzähl mir bloß nicht, du glaubst an dieses Zeug«. Es war Literatur vom Zuschnitt »Verdirb dir doch den Verstand nicht mit solchem Mumpf«. Vor allem aber war es Fluchtliteratur!

Manchmal denke ich an all das mit einer gewissen Fassungslosigkeit zurück. Science Fiction *war* Fluchtliteratur. Wir *waren* auf der Flucht. Wir liefen vor so alltäglichen Problemen wie Baseball und Hausaufgaben und Prügeleien davon, um eine Phantasiewelt zu betreten, in der Überbevölkerung, Raumschiffe, Reisen zum Mond, Atombomben, Strahlenkrankheiten und eine verseuchte Atmosphäre alltäglich waren.

War das nicht großartig? Ist es nicht entzückend, wie wir jungen Flüchtlinge unsere gerechte Belohnung erhielten? Vor all den großen, unfassbaren, hoffnungslosen Problemen der Gegenwart haben wir uns bereits zwanzig Jahre früher geängstigt als irgendjemand sonst. Tolle Flucht, nicht wahr?

Aber jetzt kann man auf den ehrwürdigen grauen Seiten der *NEW YORK TIMES* den Mond besiedeln; und zwar nicht als Science-Fiction-Story, sondern als nüchterne Analyse einer realistischen Situation.

Das stellt eine wichtige Veränderung dar, eine, die in unmittelbarem Zusammenhang zu dem Buch steht, das Sie in Händen halten. Lassen Sie mich erklären!

Meine Anfänge als Science-Fiction-Autor datieren auf das Jahr 1938, genau zu der Zeit, als John W. Campbell jr. das Genre mit der schlichten Forderung revolutionierte, dass Science-Fiction-Autoren fest auf der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Literatur zu stehen hatten.

Vor Campbell gehörte die Science Fiction allzu oft einer von zwei Kategorien an: Sie war entweder völlig unwissenschaftlich oder extrem wissenschaftlich. Im ersten Fall handelte es sich um Abenteuergeschichten, in denen hin und wieder ein Begriff aus dem Westernjargon ausradiert und durch einen Begriff aus dem Weltraumjargon ersetzt wurde. Der Autor brauchte über keinerlei naturwissenschaftliche Kenntnisse zu verfügen, denn er benötigte nur ein technisches Vokabular, das er wahllos einstreuen konnte.

Im zweiten Fall waren die Geschichten dagegen ausschließlich von Wissenschaftlerkarikaturen besiedelt. Manche waren wahnsinnige Wissenschaftler, andere zerstreute Wissenschaftler, wieder andere edle Wissenschaftler. Das Einzige, was sie gemeinsam hatten, war die Neigung, ihre Theorien auszubreiten. Der Verrückte kreischte sie, der Zerstreute murmelte sie, der Edle deklamierte sie, aber alle hielten sie Vorträge von unerträglicher Länge. Die eigentliche Geschichte war nur dünner Mörtel, von dem die endlosen Monologe zusammengehalten waren, um die Illusion zu erwecken, dass sie auf etwas hinausliefen.

Sicherlich gab es Ausnahmen. Erwähnen möchte ich zum Beispiel »A Martian Odyssey« von Stanley G. Weinbaum (der tragischerweise im Alter von 33 Jahren an Krebs verstorben ist), im Juli 1934 in *WONDER STORIES* erschienen – eine vollendet

campbelleske Erzählung, und das vier Jahre bevor Campbell seine Revolution eingeleitet hat.

Campbells Leistung bestand in seinem Beharren darauf, dass die Ausnahme zur Regel wurde. Realistische Wissenschaft und eine schlüssige Handlung mussten zusammenkommen, und keines von beiden durfte vorherrschen. Campbell bekam nicht immer, was er wollte, aber er bekam es oft genug, um das anzustoßen, was alte Hasen als »Goldenes Zeitalter der Science Fiction« bezeichnen.

Selbstverständlich hat jede Generation ihr eigenes Goldenes Zeitalter – aber das Campbellsche ist nun einmal meines, und wenn ich »Goldenes Zeitalter« sage, dann meine ich das. Gott sei Dank ist es mir gelungen, meine Geschichten rechtzeitig zu publizieren, sodass sie auf ihre Art (zum Teufel mit falscher Bescheidenheit – so übel sind sie wirklich nicht) etwas zu diesem Goldenen Zeitalter beitragen konnten.

Und doch trägt jedes Goldene Zeitalter die Saat seines eigenen Untergangs in sich, und wenn es vorbei ist, kann man diese Saat in der Rückschau unfehlbar erkennen. (O du holde, holde Rückschau! Welch Wonne, das vorherzusagen, was bereits geschehen ist. Man irrt sich nie!)

In diesem Fall provozierten Campbells Ansprüche an realistische Wissenschaft und eine schlüssige Handlung eine zweifache Nemesis: eine für die realistische Wissenschaft und eine für die schlüssige Handlung.

Dank der realistischen Wissenschaft klangen die Geschichten immer plausibler, und tatsächlich *waren* sie das auch. Autoren, die um realistische Darstellung bestrebt waren, beschrieben Computer und Raketen und Atomwaffen, die den Computern und Raketen und Atomwaffen gleichkamen, wie es sie innerhalb eines einzigen Jahrzehnts wirklich gab. Daher glich das wirkliche Leben der Fünfziger und Sechziger Jahre sehr der campbellesken Science Fiction der Vierziger Jahre.

Ja, die Science-Fiction-Autoren der Vierziger gingen weit über das hinaus, was wir im wirklichen Leben heute kennen. Wir

Schriftsteller nahmen uns nicht nur den Mond zum Ziel oder schickten unbemannte Raketen Richtung Mars; wir flitzten mit Überlichtantrieb durch die ganze Galaxis. Dennoch basierten alle unsere Abenteuer in den Tiefen des Weltraums auf einer Denkweise, die heute bei der NASA allgegenwärtig ist.

Und weil das wirkliche Leben von heute so sehr den Phantasiewelten von vorgestern ähnelt, werden die alten Hasen unter den Fans allmählich unruhig. Tief im Inneren verspüren sie, ob sie sich das nun eingestehen oder nicht, so etwas wie Enttäuschung und sogar Empörung darüber, dass die äußere Welt in ihre Domäne eingedrungen ist. Sie empfinden den Verlust eines »Sense of Wonder«, denn was einmal wahrhaftig dem Wunderbaren vorbehalten war, ist inzwischen prosaisch und banal geworden.

Darüber hinaus wurde die Hoffnung, dass die campbelleke Science Fiction den literarischen Olymp stürmen und eine immer größere Leserschaft erreichen würde, nicht erfüllt. Stattdessen wurden eher unerwartete Konsequenzen augenfällig. Die neue Generation potenzieller Science-Fiction-Leser fand in den regulären Zeitungen und Zeitschriften mehr als genug Science Fiction, und viele von ihnen verloren das Bedürfnis, sich spezialisierten Science-Fiction-Magazinen zuzuwenden.

Demzufolge kam es, nach einer kurzfristigen Auflagensteigerung in der ersten Hälfte der 1950er, als alle hehren Träume der Science-Fiction-Autoren und -Verlage Wirklichkeit zu werden schienen, zu einer Rezession, und die Magazine sind heute nicht erfolgreicher als in den 1940ern. Nicht einmal der Start von Sputnik konnte die Rezession aufhalten: eher noch hat er diese beschleunigt.

So viel zu der Nemesis, die von einer realistischen Wissenschaftsschilderung hervorgebracht wurde. Und was ist mit dem Beharren auf einer schlüssigen Handlung?

Solange es in den Zwanziger und Dreißiger Jahren im Gebälk der Science Fiction noch knarrte und knackte, erwartete niemand

stilistische Höhenflüge. Die Science-Fiction-Autoren jener Zeit waren ungefährdete, zuverlässige Produzenten; sie würden Science Fiction schreiben, solange sie lebten, denn alles andere setzte stilistische Fähigkeiten voraus, die sie nicht besaßen. (Ich beeile mich hinzuzufügen, dass es Ausnahmen gab, und Murray Leinster kommt einem da sofort beispielhaft in den Sinn.)

Die Autoren jedoch, die von Campbell ausgebildet wurden, mussten halbwegs vernünftig schreiben können, sonst lehnte er ihre Geschichten ab. Unter der Knute ihrer eigenen Strebsamkeit wurden sie immer besser und besser. Schlussendlich wurden sie, zwangsläufig, gut genug, um anderorts mehr Geld zu verdienen, und sie verfassten immer weniger Science Fiction.

Tatsächlich wurden dem Goldenen Zeitalter zwei Dinge zum Verhängnis, die einander bis zu einem gewissen Grad wechselseitig bedingten. Eine beträchtliche Anzahl von Autoren folgte der Essenz der Science Fiction auf ihrer Reise von der Fiktion in die Wirklichkeit. Männer wie Poul Anderson, Arthur C. Clarke, Lester del Rey und Clifford D. Simak wandten sich dem populären Sachbuch zu.

Sie selbst veränderten sich im Wesentlichen nicht; es war das Medium, das sich veränderte. Die Themen, die sie früher in einem fiktionalen Kontext behandelt hatten (Raketentechnik, Weltraumfahrt, das Leben auf anderen Planeten etc.), wurden zunehmend Realität, und die Autoren ließen sich von dieser Entwicklung mitreißen. Natürlich bedeutete jede Seite Sachtext, die diese Autoren verfassten, eine Seite weniger Science Fiction.

Damit nicht irgendein neunmalkluger Leser an dieser Stelle ganz leise einen sarkastischen Kommentar von sich gibt, muss ich in aller Offenheit gestehen, dass ich von der ganzen campbelleken Truppe diesen Wechsel am konsequentesten vollzogen habe. Seit Sputnik in die Umlaufbahn geschossen wurde und sich die Einstellung Amerikas gegenüber den Naturwissenschaften (zumindest vorübergehend) grundlegend veränderte, habe ich,

Stand heute, achtundfünfzig Bücher veröffentlicht, und nur neun davon können als Erzählliteratur klassifiziert werden.

Wahrhaftig, ich schäme mich, es ist mir peinlich, und ich habe ein schlechtes Gewissen, denn ganz gleich wohin ich gehe und was ich mache, ich werde mich in erster Linie immer für einen Science-Fiction-Autor halten. Wenn mich allerdings die *NEW YORK TIMES* bittet, den Mond zu besiedeln, und *HARPER'S* mich auffordert, die Grenzen des Universums auszuloten, wie kann ich da ablehnen? Diese Themen sind die Essenz meines Lebenswerks.

Zu meiner Verteidigung möchte ich vorbringen, dass ich die Science Fiction nicht völlig aufgegeben habe. Im Märzheft von *WORLDS OF IF* (am Kiosk erhältlich, während ich dies schreibe) ist eine Novelle von mir mit dem Titel »The Billiard Ball« enthalten.

Aber wie dem auch sei, wenden wir uns wieder der Science Fiction zu ...

Wie reagierte die Science Fiction auf dieses zwifache Verhängnis? Das Genre musste sich ganz offensichtlich anpassen, und das tat es auch. Konventionelle campbelleske Geschichten mochten noch immer geschrieben werden, aber sie bildeten nicht länger das Rückgrat des Genres. Die Realität war ihm schlicht zu nahe gerückt.

Anfang der Sechziger Jahre kam es innerhalb der Science Fiction erneut zu einer Revolution, vielleicht am deutlichsten sichtbar in dem von Frederik Pohl herausgegebenen Magazin *GALAXY*. Die Wissenschaften traten in den Hintergrund, und moderne literarische Techniken wurden zunehmend wichtiger.

Der Schwerpunkt verlagerte sich immer mehr auf den Stil. Als Campbell seine Revolution lostrat, haftete den neuen Autoren die Aura der Universität an, von Naturwissenschaft und Technik, von Rechenschieber und Reagenzglas. Die neuen Autoren heutzutage sind vielmehr Dichter und Künstler, ihnen haftet irgendwie die Aura von Greenwich Village und der Rive Gauche an.

Natürlicherweise kann sich kein evolutionärer Kataklysmus durchsetzen, ohne dass andere Arten im großen Stil aussterben. Die Umwälzung, die die Kreidezeit beendete, löschte die Dinosaurier aus, und der Übergang vom Stummfilm zum Tonfilm eliminierte eine Horde posierender Scharlatane.

Bei den Revolutionen innerhalb der Science Fiction war das genauso.

Man vergleiche das Inhaltsverzeichnis irgendeines beliebigen Science-Fiction-Magazins der Dreißiger mit dem Inhaltsverzeichnis eines Science-Fiction-Magazins der Vierziger. Ein fast vollständiger Stabwechsel hatte stattgefunden, ein flächendeckendes Aussterben, und nur wenigen gelang der Übergang. (Zu den wenigen, die dazu in der Lage waren, gehören Edmond Hamilton und Jack Williamson.)

Zwischen den Vierzigern und Fünfzigern kam es nur zu wenigen Veränderungen. Die Ära Campbell nahm ungebrochen ihren Lauf, was zeigt, dass es nicht an sich von entscheidender Bedeutung ist, dass ein Zeitraum von zehn Jahren vergeht.

Aber man vergleiche die Autoren in den Science-Fiction-Magazinen der Fünfziger mit den Magazinen, die heute erscheinen. Wieder hat ein Stabwechsel stattgefunden. Wieder haben einige überlebt, aber eine ganze Lawine intelligenter junger Autoren der neuen Schule ist hinzugekommen.

Diese zweite Revolution ist nicht so offensichtlich und klar umrissen, wie es die erste Revolution war. Heute gibt es etwas, das früher so nicht vorhanden war, und das ist die Science-Fiction-Anthologie, und das Vorhandensein der Anthologie macht den Übergang unkenntlich.

Jedes Jahr wird eine beträchtliche Anzahl von Anthologien veröffentlicht, und immer stammen die Erzählungen darin aus der Vergangenheit. In den Anthologien der Sechziger sind Erzählungen aus den Vierziger und Fünfzigern stets stark vertreten, sodass die zweite Revolution in diesen Anthologien noch nicht stattgefunden hat.

Das ist der Anlass für die Anthologie, die Sie jetzt in Händen halten. Sie besteht nicht aus Geschichten, die bereits vor Längerem veröffentlicht wurden. Sie besteht aus Geschichten, die *jetzt* geschrieben worden sind, unter dem Einfluss der zweiten Revolution. Es war Harlan Ellisons ausdrückliche Absicht, mit dieser Anthologie das Genre so abzubilden, wie es jetzt ist, nicht wie es früher war.

Wenn Sie sich das Inhaltsverzeichnis anschauen, werden sie eine Reihe von Autoren entdecken, die bereits während der Ära Campbell berühmt waren – Lester del Rey, Poul Anderson, Theodore Sturgeon und so weiter. Diese Schriftsteller sind talentiert und phantasievoll genug, um die zweite Revolution zu überleben. Sie werden allerdings auch Schriftsteller vorfinden, die ein Produkt der Sechziger sind und die nur die neue Zeit kennen. Dazu zählen Larry Niven, Norman Spinrad, Roger Zelazny und so weiter.

Es ist müßig anzunehmen, dass das Neue auf allgemeine Zustimmung stoßen wird. Diejenigen, die sich an das Alte erinnern und deren Erinnerung daran untrennbar mit ihrer Jugend verbunden ist, werden natürlich der Vergangenheit nachtrauern.

Ich will Ihnen nicht verheimlichen, dass auch ich der Vergangenheit nachtrauere. (Ich darf hier sagen, was ich möchte, und ich gedenke ehrlich zu sein.) Schließlich hat die erste Revolution auch mich hervorgebracht, und der ersten Revolution wird immer mein Herz gehören.

Deshalb bin ich, als Harlan mich um eine Erzählung für diese Anthologie bat, zurückgeschreckt. Ich hatte das Gefühl, dass alles, was ich beitragen mochte, einen falschen Ton anschlagen würde. Es wäre zu nüchtern, zu seriös und, um es unverblümt auszudrücken, zu verdammt *spießig*. Also habe ich stattdessen eingewilligt, ein Vorwort zu schreiben; ein nüchternes, seriöses und maßlos spießiges Vorwort.

Und ich lade alle, die nicht spießig sind und die fest daran glauben, dass die zweite Revolution *ihre* Revolution ist, ein, Beispiele

der neuen Science Fiction kennenzulernen, die von neuen (und ein paar alten) Meistern verfasst wurden. Sie werden dem Genre auf diesen Seiten in seiner kühnsten und experimentellsten Gestalt begegnen; mögen Sie also angemessen beflügelt und ergriffen sein!

Isaac Asimov

Februar 1967

Zweites Vorwort

Harlan und ich

Dieses Buch *ist* Harlan Ellison. Es ist in Ellison getränkt und von Ellison durchdrungen. Zugegeben, zweiunddreißig andere Autoren (mich in gewisser Weise eingeschlossen) haben dazu beigetragen, aber Harlans Vorrede und seine zweiunddreißig Einleitungen umsäumen die Geschichten und umarmen sie und erfüllen sie mit dem reichhaltigen Aroma seiner Persönlichkeit.

Also ist es nur angemessen, wenn ich hier erzähle, wie ich Harlan kennengelernt habe.

Schauplatz ist eine World Science Fiction Convention vor etwas mehr als einem Jahrzehnt. Ich war gerade im Hotel eingetroffen und steuerte sofort die Bar an. Ich trinke nicht, aber ich wusste, dass sich alle Welt an der Bar aufhalten würde. Sie waren tatsächlich alle dort, also brüllte ich eine Begrüßung, und alle grüßten laut brüllend zurück.

Unter ihnen befand sich allerdings ein Jungchen, das mir unbekannt war: ein kleiner Kerl mit scharfen Gesichtszügen und den lebhaftesten Augen, die ich je gesehen habe. Diese lebhaften Augen waren nun auf mich gerichtet, und in ihnen spiegelte sich etwas, das ich nur als Verehrung bezeichnen kann.

Er fragte: »Sind Sie Isaac Asimov?« Und in seiner Stimme lag Ehrfurcht und Staunen und Verwunderung.

Mir gefiel das, aber ich gab mir alle Mühe, mein bescheidenes Auftreten beizubehalten. »Ja, das bin ich«, sagte ich.

»Im Ernst? Sie sind *wirklich* Isaac Asimov?« Noch sind die Worte nicht erfunden, um die Inbrunst und die Hochachtung zu

beschreiben, mit denen seine Zunge die Silben meines Namens lieb kostete.

Das Mindeste, was ich tun konnte, war – so hatte ich den Eindruck –, ihm meine Hand auf den Kopf zu legen und ihn zu segnen, aber ich beherrschte mich. »Ja, das bin ich«, sagte ich, und mittlerweile war mein Lächeln äußerst albern geworden, abscheulich anzusehen. »*Wirklich*, ich bin es.«

»Nun, meines Erachtens sind Sie ...«, begann er, noch immer im selben Tonfall, und hielt den Bruchteil einer Sekunde inne, während ich die Ohren aufsperrte und das Publikum die Luft anhielt. Das Gesicht des Jungchens verwandelte sich in diesem Sekundenbruchteil in eine Maske völliger Verachtung, und er beendete seinen Satz mit allumfassender Gleichgültigkeit. »... ein *Nichts!*«

Auf mich hatte das die Wirkung, als wäre ich über eine Klippe gestolpert, von deren Existenz ich nichts gewusst hatte, und flach auf dem Rücken gelandet. Ich konnte nur tölpelhaft blinzeln, während alle anderen lauthals lachten.

Das Jungchen, müssen Sie wissen, war Harlan Ellison, und ich war ihm noch nie begegnet und wusste nichts von seiner grenzenlosen Respektlosigkeit. Aber alle anderen Anwesenden kannten ihn und hatten darauf gewartet, dass meine Wenigkeit ihm ins offene Messer lief – und genau das hatte ich getan.

Bis ich mein seelisches Gleichgewicht auch nur ansatzweise wiedergefunden hatte, war es längst zu spät, um etwas zu erwidern. Ich konnte nur, angeschlagen wie ich war, weiterstolpern, zutiefst betrübt darüber, dass ich so kalt erwischt worden war, ohne dass einer der Anwesenden mich selbstlos gewarnt und dafür auf das vergnügliche Schauspiel meiner Blamage verzichtet hätte.

Zum Glück bin ich ein versöhnlicher Mensch, und ich fasste den Entschluss, Harlan zu vergeben – sobald ich ihm alles mit Zinsen heimgezahlt hätte.

Also, Sie müssen wissen, dass Harlan hinsichtlich Mut, Streitsucht, Redseligkeit, Witz, Charme und Intelligenz ein Riese unter den Menschen ist – fürwahr in jeder Hinsicht außer der

Körpergröße. Er ist wirklich nicht besonders hochgewachsen. Genau genommen ist er, um es ohne Umschweife zu sagen, ziemlich klein; kleiner sogar als Napoleon. Und mein Instinkt sagte mir, während ich mich von dieser Katastrophe erholte, dass dieser junge Mann, der mir jetzt als der wohlbekannte Fan Harlan Ellison vorgestellt wurde, diesbezüglich ein wenig empfindlich war. Ich nahm mir vor, das im Kopf zu behalten.

Am nächsten Tag auf dieser Convention stand ich auf dem Podium, stellte Honoratioren vor und richtete dabei an jeden ein paar freundliche Worte. Indes behielt ich die ganze Zeit Harlan Ellison im Auge, denn er saß gleich in der ersten Reihe (wo sonst?).

Sobald seine Aufmerksamkeit abschweifte, rief ich ihn unvermittelt beim Namen. Er stand, einigermaßen überrascht und völlig unvorbereitet, auf, und ich beugte mich vor und sagte so liebenswürdig wie nur möglich: »Harlan, stellen Sie sich doch bitte auf Ihren Sitznachbarn, damit die Leute Sie sehen können.«

Und während das Publikum (ein weit größeres dieses Mal) teuflisch lachte, vergab ich Harlan, und seither sind wir gute Freunde.*

Isaac Asimov
Februar 1967

* **Unverschämte Fußnote des Herausgebers:** Obwohl ich mir vollauf bewusst bin, dass es für einen jungen Mann ungehörig ist, Älteren öffentlich zu widersprechen, zwingt mich meine grenzenlose Bewunderung für und meine nicht nachlassende Freundschaft mit dem guten Doktor, Asimov, seinem zweiten Vorwort diese Fußnote anzufügen – ausschließlich im Sinne akkurater Berichterstattung, einer Zielsetzung, der er sich mindestens schon doppelt so lange zielstrebig widmet, wie ich auf der Erde weile. Die Bemerkung, die ich, wie oben beschrieben, gegenüber Dr. Asimov angeblich geäußert habe, hat etwas Geschmackloses. Dieser abschätzige Tonfall war damals mitnichten vorhanden, und auch nicht zu irgendeinem anderen Zeitpunkt davor oder danach. Jeder, der *mit* Asimov oder *über* Asimov mit Verachtung spricht, ist selbst mehr als verachtenswert. Meine Erinnerung an den Vorfall ist möglichenfalls noch ein wenig frischer. (Nur ein Flegel würde es wagen, sich über das fehlerhafte, zu Nostalgie neigende Erinnerungsvermögen unserer alternden Genregiganten zu äußern.) Ich

habe nicht »... sind Sie ... ein *Nichts!*« gesagt, sondern »So viel machen Sie gar nicht her.« Zugegeben, das ist ein feiner Unterschied; ich habe mich wie ein halbwüchsiger Schnösel benommen; aber nachdem ich all diese die Galaxis umspannenden Romane über heroische Männer von heroischer Gestalt gelesen habe, hatte ich einen lebenden Computer erwartet, überaus muskulös, so etwas wie ein Conan mit der Durchtriebenheit eines Lije Bailey. Stattdessen steht da dieser einfach wunderbare, robuste, Skylark-förmige Jude mit der Ausdrucksweise eines Mel Brooks und mit einer Wally-Cox-Fliege. Ich bin noch nie von einer Asimov-Geschichte enttäuscht worden, und ich bin noch nie von dem Menschen Asimov enttäuscht worden. Aber bei dieser ersten Begegnung waren meine Träume etwas größer als die Wirklichkeit, und die Bemerkung war mehr einem Reflex als Bosheit geschuldet. Im Übrigen war Napoleon eins achtundfünfzig groß, und ich bin eins siebenundsechzig. Das ist, soweit ich weiß, das erste Mal, dass Dr. Asimov einen sachlichen Fehler begeht. Ich hoffe, er wird damit leben können; ich kann mit meiner Größe leben.

Harlan Ellison

Vorrede

Zweihunddreißig Wahrsager

Was Sie gerade in Händen halten, ist mehr als ein Buch. Wenn wir Glück haben, ist es eine Revolution.

Dieses Buch, die ganzen zweihundertneunddreißigtausend Wörter darin, die umfangreichste Anthologie spekulativer Literatur mit Originaltexten, die je publiziert wurde, und bei weitem die umfangreichste irgendeiner Art, wurde nach ausdrücklich revolutionären Vorgaben konstruiert. Ihr Zweck ist es, den Status quo aufzumischen. Sie wurde aus dem Bedürfnis nach neuen Horizonten heraus konzipiert, nach neuen Formen, neuen Stilen, neuen Herausforderungen für die Literatur unserer Zeit. Sofern dabei alles richtig gemacht wurde, wird sie dieses Bedürfnis erfüllen. Wenn nicht, ist sie immer noch ein verdammt gutes Buch, randvoll mit unterhaltsamen Geschichten.

Es gibt da eine Clique von Kritikern und Lesern, die die Meinung verfißt, »bloße Unterhaltung« genüge nicht, jede Geschichte müsse Mark und Substanz enthalten, eine tiefeschürfende Botschaft oder Philosophie oder wahnwitzige wissenschaftliche Neuerungen in Hülle und Fülle. Obwohl diese Ansichten nicht ganz unbegründet sein mögen, sind sie nur allzu oft die einzige Daseinsberechtigung für das Erzählte, dieses salbungsvolle Beharren darauf, *Dinge zu sagen*. Obwohl wir ebenso wenig behaupten möchten, Märchen seien der Gipfelpunkt moderner Erzählkunst, sind wir auch nicht der Meinung, dass die Handlung im Schatten der Theorie stehen sollte. Würde man uns allerdings anketten und damit drohen, uns Bambussplitter unter die

Fingernägel zu treiben, müssten wir uns wohl für Ersteres entscheiden.

Erfreulicherweise trifft dieses Buch genau die Mitte. Jede Geschichte ist geradezu verbissen unterhaltsam. Aber jede bordet außerdem über vor Ideen. Nicht einfach nur vor gewöhnlichen Pulp-Ideen, die Sie schon hundertmal gelesen haben, sondern vor frischen, kühnen Ideen; auf ihre Art sind das gefährliche Visionen. (Was allerdings eher ein bildlicher Ausdruck ist denn eine Bedingung.)

Warum das ganze Gerede über Unterhaltung hier, Ideen dort? In einer ziemlich langen Vorrede zu einem ziemlich langen Buch? Warum nicht die Erzählungen für sich sprechen lassen? Weil ... auch wenn es watschelt wie eine Ente, quakt wie eine Ente, aussieht wie eine Ente und mit Enten herumscharwenzelt, muss es deswegen noch lange keine Ente *sein*. Dies ist eine Ansammlung von Enten, die sich vor Ihren Augen in Schwäne verwandeln werden. Diese Geschichten sind so unterhaltsam, dass es undenkbar erscheint, sie seien nach der Maßgabe geschrieben, Ideen Ausdruck zu verliehen. Aber so war es, und während Sie staunend zuschauen, wie sich die Unterhaltungsenten in Ideenschwäne verwandeln, servieren wir Ihnen eine Dreiunddreißig-Story-Demonstration des Neusten vom Neusten – der Nouvelle Vague, wenn Sie wollen, der spekulativen Literatur.

Und darin, liebenswürdige Leser, liegt die Revolution.

Für manche beginnt die spekulative Literatur mit Lukian von Samosata oder Äsop. Sprague de Camp zählt, in seinem exzellenten *Science Fiction Handbook* (Hermitage House, 1953), Lukian, Virgil, Homer, Heliodor, Apuleius, Aristophanes und Thukydides auf und nennt Platon »den zweiten griechischen ›Vater der Science Fiction‹«. Groff Conklin schlägt in *The Best of Science Fiction* (Crown, 1946) vor, dass die historischen Ursprünge ohne Schwierigkeiten von Dekan Swifts *Gulliver*, von Frank R. Stocktons »The Great War Syndicate«, von Richard Adams Lockes

»The Moon Hoax«, von Edward Bellamys *Looking Backward*, von Verne, von Arthur Conan Doyle, von H. G. Wells und Edgar Allan Poe hergeleitet werden können. In der klassischen Anthologie *Adventures in Time and Space* (Random House, 1946) entscheiden sich Healy und McComas für den großen Astronomen Johannes Kepler. Auf mich hat, als Grundlage für alle große spekulative Literatur, die Bibel den allergrößten Einfluss ausgeübt. (Lassen Sie uns eine Mikrosekunde innehalten und beten, dass der Herr mich nicht mit einem Blitzschlag in die Milz straft.)

Aber bevor mir vorgeworfen wird, ich würde nur versuchen, den etablierten Historikern der spekulativen Literatur Altbekanntes zu entlocken, möchte ich Ihnen versichern, dass ich lediglich zu den Wurzeln zurückkehre, um aufzuzeigen, dass ich meine Hausaufgaben gemacht habe und deshalb berechtigt bin, die folgenden vorlauten Bemerkungen zu äußern.

Die spekulative Literatur der Moderne wurde *in Wirklichkeit* 1928 mit Walt Disney und seinem klassischen Zeichentrickfilm *Steamboat Willie* geboren. Klar war das so – eine Maus, die einen Raddampfer steuert?

Als Ausgangspunkt ist das im Grunde ebenso sinnfällig wie Lukian, denn wenn wir uns auf das Wesentliche beschränken, dann begann die spekulative Literatur, als der erste Cromagnonmensch sich vorstellte, was da draußen unmittelbar außerhalb des Feuerscheins herumschnüffelte. Falls er sich ausmalte, dass es neun Köpfe hatte, Facettenaugen wie eine Biene, einen Feueratem, Tennisschuhe und eine kleinkarierte Weste, dann war das spekulative Literatur. Falls er sich einen Berglöwen vorstellte, war er wahrscheinlich nur *au courant*, was also nicht zählt. Außerdem war er ein Angsthase.

Niemand kann mit vernünftigen Argumenten bestreiten, dass Gernsbacks AMAZING STORIES aus dem Jahr 1926 der offensichtlichste Vorfahre dessen ist, was wir heute, in diesem Buch, »spekulative Literatur« nennen. Und wenn wir das akzeptieren, dann sollten wir uns vor Edgar Rice Burroughs, E. E. Smith,

H. P. Lovecraft, Ed Earl Repp, Ralph Milne Ferley, Captain S. P. Meek (i. R.) und all den anderen verbeugen. Und, natürlich, vor John W. Campbell jr., der früher einmal ein Magazin namens *ASTOUNDING* herausgegeben hat, in dem Science Fiction publiziert wurde, und der jetzt ein Magazin namens *ANALOG* herausgibt, in dem eine Menge schematischer Skizzen erscheinen. Mr. Campbell wird im Allgemeinen zugestanden, der »vierte moderne Vater der spekulativen Literatur« zu sein oder etwas in der Art, weil er den Vorschlag machte, dass Autoren versuchen sollten, Menschen in ihre Maschinen zu setzen. Womit Sie und ich in den Vierzigern angekommen wären, bei den Gadget-Geschichten.

Über die Sechziger sagt das allerdings nicht viel aus.

Nach Campbell kamen Horace Gold und Tony Boucher und Mick McComas, die der radikalen Vorstellung den Weg bereiteten, an die Science Fiction solle derselbe Maßstab angelegt werden wie an alle anderen literarischen Gattungen. Für die meisten armen Teufel, die bis dahin Genretex te geschrieben und verkauft hatten, war das ein ziemlicher Schock. Denn es bedeutete, dass sie lernen mussten, gut zu schreiben und nicht nur possierlich zu denken.

Vor diesem Hintergrund waten wir jetzt knietief durch grässliche Geschichten hinein in die *Swinging Sixties*. Die eigentlich noch gar nicht angefangen haben zu swingen. Aber die Revolution steht bevor. Bitte haben Sie etwas Geduld.

Seit zwanzig Jahren plus ein paar Zerquetschte trommelt sich der treue Fan spekulativer Literatur auf die Brust und wehklagt, der literarische Mainstream wisse phantasievolles Erzählen nicht zu würdigen. Er bejammert die Tatsache, dass Bücher wie *Nineteen Eighty-Four*, *Brave New World* und *Limbo* und *On the Beach* von Kritikern begeistert aufgenommen, aber nie als »Science Fiction« bezeichnet werden. Tatsächlich würden sie, weil sie »gute Bücher sind, also unmöglich dieser SF-Käse sein können«, automatisch ausgeschlossen. Dazu nimmt dieser Fan jeden grenzwertigen Versuch her, ganz gleich wie miserabel (z. B. Wouks

»The Lomokome Papers«, Ayn Rands *Anthem*, Herseys *White Lotus*, Boullés *La Planète des singes*), nur um sich zu bestätigen und sein Argument zu bekräftigen, der Mainstream bereichere sich am Genre, und es gebe innerhalb der *ouvrage de longue haleine* der Science Fiction eine große Fülle, die für alle genüge.

Dieser fanatische Fan hat sich überlebt. Er hinkt den Zeiten zwanzig Jahre hinterher. Man kann ihn immer noch, überall Verfolger witternd, im Hintergrund brabbeln hören, aber inzwischen ist er eher ein Fossil denn eine Macht. Die spekulative Literatur ist vom Mainstream entdeckt worden und ist dabei, darin aufzugehen. Burgess' *A Clockwork Orange*, Vonneguts *God Bless You, Mr. Rosewater* und *Cat's Cradle*, Herseys *The Child Buyer*, Wallis' *Only Lovers Left Alive* und Vercors' *Les animaux dénatureés* (um nur einige Werke aus der jüngsten Zeit zu nennen) sind erstrangige spekulative Romane, die sich zahlreicher Werkzeuge bedienen, welche von Science-Fiction-Autoren in ihrer kleinen Genrenische feingeschliffen wurden. Nicht ein Hochglanzmagazin erscheint, ohne die spekulative Literatur in irgendeiner Form zu würdigen, entweder indem erwähnt wird, dass sie irgendeinen heute alltäglichen Gegenstand wissenschaftlicher Neugier vorhergesagt hat, oder durch offene Anbiederung, indem die maßgeblichen SF-Autoren neben den John Cheevers, den John Updikes, den Bernhard Malamuds, den Saul Bellows abgedruckt werden.

Wir sind, das ist die unumgängliche Schlussfolgerung, angekommen.

Und doch setzen der laustarke Fan und die unzähligen Autoren, Kritiker und Herausgeber – die im Laufe all der Jahre, die sie nach eigenem Empfinden in ein Ghetto eingesperrt waren, einen Tunnelblick entwickelt haben – ihr vorsintflutliches Wehklagen fort und verhindern so, dass den von ihnen geliebten Werken die Anerkennung gezollt wird, um derentwillen sie weinen und wehklagen. Wir erleben im Augenblick etwas, das Charles Fort »Dampfmaschinenzeit« nannte: »Wenn es an der Zeit ist, dass

die Dampfmaschine erfunden wird, dann erfindet sie jemand, selbst wenn James Watt es nicht tut.«

Die Autoren spekulativer Literatur erleben gerade eine »Dampfmaschinenzeit«. Die Jahrtausendwende steht bevor. *Wir* sind angesagt.

Und die meisten dieser an der Klagemauer knienden Liebhaber von Fantasyabenteuern finden das furchtbar. Denn mit einem Mal lesen der Busfahrer und der Zahntechniker und der Strandgämmler und der Einkaufswagenschieber *ihre* Geschichten; und was noch schlimmer ist, diese Neankömmlinge erweisen den *großen alten Meistern* des Genres möglicherweise nicht die gebührende Achtung, möglicherweise halten sie die *Skylark*-Geschichten nicht für brillant und erwachsen und unwiderstehlich; möglicherweise möchten sie sich nicht von Begrifflichkeiten verwirren lassen, die in der SF seit dreißig Jahren akzeptiert sind, möglicherweise möchten sie verstehen, was passiert; möglicherweise schließen sie sich nicht der alten Ordnung an. Möglicherweise ziehen sie *Star Trek* und Kubrick *Barsoom* und Ray Cummings vor. Und deshalb werden sie von diesen Fans mit spöttischem Grinsen bedacht, einem Verziehen des Mundes, das dem Zerknittern einer alten Ausgabe von FAMOUS FANTASTIC MYSTERIES recht ähnlich sieht.

Aber noch weit furchtbarer ist, wenn Autoren die Bühne betreten, die sich nicht an die guten alten Sitten halten. Diese kleinen Klugscheißer, die »dieses ganze literarische Zeug« schreiben, die sich der althergebrachten Ideen des spekulativen Kampfplatzes bemächtigen und sie auf den Kopf stellen. Diese Typen sind Blasphemiker. Der Herr wird *sie* mit einem Blitzschlag in die Milz strafen.

Dennoch ist die spekulative Literatur (merkt ihr, wie ich es überschlau vermeide, die Fehlbezeichnung »Science Fiction« zu verwenden? Begreift ihr allmählich, Freunde? Ihr habt eine dieser Anthologien mit S—e F—n gekauft und wusstet es nicht mal! Tja, jetzt ist die Kohle weg, also könnt ihr genauso gut weiter hier

herumlungern und was lernen) der fruchtbarste Nährboden, um Schriftstellertalente unbehindert wachsen zu lassen, mit Horizonten, die niemals näher zu kommen scheinen. Und immer mehr von diesen besserwisserischen Rabauken tauchen auf und verdrängen in wilder Raserei die alte Garde aus ihren Löchern. Und Herr im Himmel, wie tief sind die Mächtigen gefallen! Denn die meisten »großen Namen« des Genres, die schon weit länger als verdient die Titelbilder und die Spitzenhonorare für sich reklamierten, können nicht mehr liefern. Oder sie haben sich anderen Weidegründen zugewandt. Und haben die spekulative Literatur neueren, aufgeweckteren Autoren überlassen und denjenigen, die einmal neu und aufgeweckt waren, aber übergangen wurden, weil sie keine »großen Namen« waren.

Doch trotz des neu aufkommenden Interesses an der spekulativen Literatur, trotz der vielfältigeren Stilmittel der neuen Autoren, trotz der größeren Vielfalt an Themen, trotz des von außen betrachtet blühenden, gesunden Marktes ... zeichnen sich viele Herausgeber innerhalb des Genres durch eine beklemmende Beschränktheit aus. Denn viele dieser Herausgeber waren früher einfache Fans, und sie haben sich eine spezielle Vorliebe für die SF ihrer Jugend erhalten. Ein Autor nach dem anderen muss erleben, wie seine Texte zensiert werden, bevor er sie überhaupt geschrieben hat, denn er weiß, dass der eine Herausgeber auf seinen Seiten keine politische Auseinandersetzung duldet und dass der andere vor Geschichten zurückschreckt, die von Sex in der Zukunft handeln, und der da unten hinter der Sockelleiste zahlt nicht, außer mit roten Hellern, warum sich also die Mühe machen, die ganzen grauen Zellen auf Betriebstemperatur zu bringen, um sich etwas Gewagtes auszudenken, wenn der Lumpenhund auch die alte Nummer mit dem Wahnsinnigen in der Zeitmaschine kauft.

So etwas nennt man ein Tabu. Und es gibt keinen einzigen Herausgeber innerhalb des Genres, der nicht unter Androhung von Wasserfolter schwören würde, dass ihm dergleichen fremd

ist, dass er sogar sein Büro mit Insektenvernichtungsmittel einsprüht, nur für den Fall, dass sich irgendwo in einer Aktenmappe ein Tabu eingenistet hat wie ein Silberfischchen. Das haben sie auf Conventions gesagt, und sie haben es in gedruckter Form gesagt, aber allein in diesem Buch gibt es über ein Dutzend Autoren, die, wenn man sie nur leicht anstupst, grauenhafte Geschichten über Zensur erzählen könnten, in denen jeder einzelne Genreherausgeber vorkäme, sogar der hinter der Sockelleiste.

Oh, natürlich möchte das Genre auch provozieren, und wirklich kontroverse, erhellende Texte werden veröffentlicht; aber dafür gibt es umso mehr, die auf der Strecke bleiben.

Und noch niemand hat die Autoren spekulativer Literatur je aufgefordert: »Zieht alle Register, macht keine Kompromisse, bring es zu Papier!« Bis dieses Buch daherkam.

Jetzt nicht hinschauen, Sie stehen in der Schusslinie einer Revolution.

1961 war der Herausgeber dieses Buches ...

... einen Moment mal. Mir ist gerade etwas eingefallen, das besser gesagt werden sollte. Ihnen mag aufgefallen sein, dass es dem Ich dieser Vorrede an Ernsthaftigkeit und Zurückhaltung mangelt. Das hat seine Ursache weniger in jugendlichem Überschwang – auch wenn zahllose Menschen schwören mögen, dass ich seit siebzehn Jahren vierzehn Jahre alt bin – als vielmehr in einer Abneigung selbigen Ichs, die schonungslose Wahrheit hinzunehmen, dass ich, Schriftsteller durch und durch, einen winzigen Anteil der auktorialen Gestalt außer Kraft gesetzt habe, um *Herausgeber* zu werden. Mir kommt es merkwürdig vor, dass unter all den klügeren Köpfen des Genres, all den Leuten, die weit mehr geeignet sind, ein Buch hervorzubringen, das – wie ich mir einbilde – so wichtig ist wie dieses, ausgerechnet mir diese Aufgabe zugefallen ist. Aber wenn ich es mir überlege, scheint es mir unvermeidlich; nicht so sehr aufgrund meiner Fähigkeiten, sondern weil es mich mit Macht dazu gedrängt hat, und weil ich die hartnäckige

Entschlossenheit aufgebracht habe, die vonnöten war. Hätte ich zu Beginn gewusst, dass es über zwei Jahre brauchen würde, um dieses Buch zusammenzustellen, von dem Kummer und den Kosten ganz zu schweigen – dann hätte ich es trotzdem getan.

Also werden Sie, um in den Genuss der vielen tollen Sachen auf diesen Seiten zu kommen, die Einwürfe des Herausgebers hinnehmen müssen, denn schließlich ist dieser ein Schriftsteller wie alle anderen hier auch, und er ist begeistert, dieses eine Mal Gott spielen zu dürfen.

Wo war ich?

Ah. 1961 war der Herausgeber dieses Buches damit beschäftigt, für einen kleinen Verlag in Evanston, Illinois, eine Taschenbuchreihe zusammenzustellen. Unter den Projekten, die ich aufs Fließband legen wollte, befand sich eine Anthologie mit spekulativen Erzählungen der besten Autoren, alles Erstveröffentlichungen und alle tendenziell hochgradig kontrovers. Ich beauftragte einen bekannten Herausgeber, der – wie vielleicht viele sagen würden – gute Arbeit ablieferte. Ich war anderer Meinung. Mir kamen die Geschichten entweder albern oder witzlos oder plump oder langweilig vor. Einige davon sind inzwischen andernorts veröffentlicht worden, darunter sogar in »Best of«-Anthologien. Von Leiber und Bretnor und Heinlein, um nur drei in Erinnerung zu rufen. Aber das Buch begeisterte mich nicht so, wie ich es von einer derartigen Anthologie erwartet hätte. Nachdem ich den Verlag verlassen hatte, versuchte sich ein anderer Herausgeber an einer zweiten Anthologie. Damit kamen sie auch nicht weiter. Das Projekt blieb noch in der Entstehung stecken. Keine Ahnung, was mit den dafür vorgesehenen Geschichten passiert ist.

Irgendwann 1965 hatte ich den Schriftsteller Norman Spinrad in meinem klitzekleinen Baumhaus in Los Angeles zu Gast, das ich »Ellison Wonderland« nenne, nach dem gleichnamigen Buch. Wir saßen herum und unterhielten uns über dies und das, als Norman anfang, aus irgendeinem Grund, der mir entfallen ist, über die Herausgeber von Anthologien herzuziehen. Er sagte,

ich sollte doch einige der aufwieglerischen Ideen über »das neue Ding« in der spekulativen Literatur, die ich fortwährend verbreitete, in Form einer entsprechenden Anthologie umsetzen. Ich beeile mich, darauf hinzuweisen, dass *mein* »neues Ding« weder Judith Merrils »neues Ding« noch Michael Moorcocks »neues Ding« ist. Fragen Sie nach uns mit unseren Markennamen.

Ich lächelte dümmlich. Ich hatte noch nie eine Anthologie herausgegeben und davon nicht die geringste Ahnung! (Ein Standpunkt, den viele Kritiker dieses Buches einnehmen mögen, wenn sie es gelesen haben. Aber weiter ...)

Kurz vor alledem hatte ich Robert Silverberg eine Erzählung für eine Anthologie verkauft, die er zusammenstellte. Ich hatte an irgendeiner Kleinigkeit herumgemeckert und eine Antwort erhalten, die ich, in Auszügen, in Silverbobs unnachahmlichem Stil hier wiedergebe.

2. Okt. 65 Lieber Harlan: Du wirst dich bestimmt freuen zu hören, dass ich dir letzte Nacht im Verlauf eines langen und ermüdenden Traumes zugeschaut habe, wie du beim letztjährigen Worldcon *zwei* Hugos gewinnst. Und du hast dich dabei auch noch ziemlich arrogant benommen. Ich bin mir nicht sicher, in welchen Kategorien du an der Spitze standst, aber eine davon war wahrscheinlich »Grundloses Lästern«. Gestatte mir eine kurze, väterliche Belehrung in Antwort auf deine schriftliche Abdruckerlaubnis die Anthologie betreffend (worüber die liebenswerten Damen bei Duell, Sloan & Pearce sicherlich zutiefst bestürzt sein werden) ...

Worauf er eine vernichtende Anklage vom Stapel ließ, die meine Einstellung gegenüber dem läppischen Honorar betraf, das ich für eine zweitklassige Geschichte erhalten sollte, die er erst gar nicht hätte in Erwägung ziehen sollen. Es folgten mehrere

Absätze Klatsch und Tratsch, die mich (vergeblich, wie ich hinzufügen möchte) besänftigen sollten; durchaus köstliche Absätze, die allerdings hier und jetzt von keinerlei Bedeutung sind, also werden Sie sie wohl irgendwann in ferner Zukunft in den Archiven der Syracuse University lesen müssen. Aber jetzt kommen wir endlich zum Pee und zum Ess, das folgendermaßen lautete:

Warum gibst du nicht eine Anthologie heraus?
 HARLAN ELLISONS AUSWAHL UNKONVENTIONELLER
 SF oder etwas in der Art ...

Er unterzeichnete den Brief mit »Ivar Jorgensen«. Aber das ist eine *andere* Geschichte.

Spinrad ließ nicht locker. Trau dich, trau dich, *mein Kind*! Also schnappte ich mir das Telefon und führte ein Ferngespräch (ein Wort, das ich von meinem jiddischen Großvater gelernt habe, der jedes Mal erbleichte, wenn man ein solches erwähnte). Mit Lawrence Ashmead bei Doubleday. Er hatte noch nie zuvor mit mir gesprochen. Hätte er gehaut, welch fremdartige Gräuel ihn erwarteten, nur weil er höflich zu mir war, dann hätte er den anstößigen Apparat aus dem Fenster im achten Stock des an das Wahrheitsministerium gemahnenden Gebäudes an der Park Avenue in Manhattan geworfen.

Aber er hörte mir zu. Spinnengleich webte ich magische goldene Fäden, um ihn zu betören. Eine umfangreiche Anthologie, ausschließlich Erstdrucke, äußerst kontrovers, viel zu gewagt für die Magazine, erstklassige Autoren, die Stars des Mainstream, Spannung, Abenteuer, Pathos, Tausende von Mitwirkenden, eine Pastinake in einem Pflaumenbaum.

Er biss an. Auf der Stelle. Der rasende Rhetoriker hatte wieder zugeschlagen. Ich hatte ihn so was von in der Tasche. Am 18. Oktober erhielt ich folgenden Brief:

* Im Original deutsch. A. d. Ü.

Lieber Harlan, der Konsens unter den Lektoren, die sich Ihr Exposé für *Dangerous Visions* angeschaut haben, ist, dass wir etwas Konkretes benötigen ... Sofern Sie nicht herausfinden können, was genau an bisher unveröffentlichten Erzählungen verfügbar ist, und sofern Sie mir nicht ein einigermaßen definitives Inhaltsverzeichnis liefern können, hat dieses Projekt nicht die mindeste Chance, von unserem Akquisitionsgremium abgesegnet zu werden. Anthologien sind heutzutage Dutzendware, und wenn sie nicht wirklich besonders sind, rechtfertigen sie keinen großen Vorschuss. Genau genommen ist es mein Grundsatz, Anthologien (es sei denn, sie sind »besonders«) auf Autoren zu beschränken, die regelmäßig Romane bei Doubleday publizieren. Falls Sie also gewährleisten können, für den Großteil des Inhalts von *Dangerous Visions* definitive Zusagen zu erhalten ... und ich weiß, dass ist gleichbedeutend mit der Situation, in der sich der Buttertoffeemann befindet, der nicht rennen kann, bevor ihm warm ist, und dem nicht warm wird, bevor er rennt ...

An dieser Stelle ist vielleicht eine Erklärung vonnöten. Traditionell bestehen Anthologien aus Geschichten, die zuerst als Fortsetzung oder in einem Magazin veröffentlicht wurden. Um in Buchform zu erscheinen, können sie für einen Bruchteil des ursprünglichen Honorars erworben werden. Der Autor schlägt seinen Profit aus daraus folgenden Verkäufen – Taschenbuchrechte, Auslands-lizenzen etc. Und da er bereits einmal für den Text bezahlt worden ist, kommt das alles obendrauf. Dementsprechend bedeutet ein verrechenbarer Vorschuss von fünfzehnhundert Dollar für einen Herausgeber, dass er die Hälfte der Kohle selbst einstecken und die verbliebenen siebenhundertfünfzig Dollar auf elf oder zwölf Autoren verteilen kann, und schon hat er ein stattliches Buch.

Dieses Buch wurde allerdings als Sammelband von Erstveröffentlichungen konzipiert, was bedeutete, dass die Erzählungen ausdrücklich *für* das Buch verfasst würden (oder, in seltenen Fällen, bereits seit Längerem geschrieben und von allen verfügbaren Märkten abgelehnt worden waren, weil sie dieses oder jenes Tabu brachen; die letztere Möglichkeit war, offenkundig, weit weniger reizvoll, denn normalerweise lässt sich eine Erzählung – es sei denn, sie ist über die Maßen heikel – immer irgendwo unterbringen; falls sie niemand genommen hatte, war es wahrscheinlicher, dass sie einfach grottenschlecht war und eben nicht kontrovers; ich sollte nur allzu bald herausfinden, dass ich mit dieser Ansicht richtiglag; kontroverse Geschichten werden von Herausgebern oft nicht deswegen gekauft, weil sie schockieren und aufrütteln, sondern weil sie von »großen Namen« stammen, die sich dergleichen leisten können; weniger bekannte Autoren haben es damit bedeutend schwerer; und wenn es ihnen nicht gelingt, sich im Lauf der Zeit einen Namen zu machen und diese Geschichten irgendwann später wieder aus der Schublade hervorzuholen, dann bekommt sie eben nie jemand zu sehen).

Damit ein Autor eine Erzählung speziell für dieses Buch schrieb, musste mein Honorar bei Annahme mit dem konkurrieren können, was die Magazine ihm für den Erstdruck boten. Das bedeutete, das der übliche Vorschuss von fünfzehnhundert Dollar nicht genügte. Nicht, wenn es ein umfangreiches, breit gefächertes und repräsentatives Projekt werden sollte.

Die zusätzlichen drei Cent pro Wort für eine Magazinveröffentlichung spielen für Freischaffende, die ausschließlich von den Genremagazinen leben, eine entscheidende Rolle. Also benötigte ich mindestens dreitausend Dollar, den doppelten Vorschuss. Ashmead, dem Nelson Doubleday nicht erlaubte, mehr als fünfzehnhundert Dollar auszuspacken, musste zu seinem Akquisitionsgremium gehen, und er glaubte nicht, dass sie beim jetzigen Stand der Dinge allzu begeistert sein würden. Sie wollten nicht einmal die *ersten* fünfzehnhundert rausrücken.

Also griff der kadmiumkehlige Redner erneut zum Telefon. »Hallo Larry, Schätzchen, Schmusekätzchen!«

Was dabei herauskam, war die größte Mogelpackung seit dem Teapot-Dome-Skandal. Ashmead würde mir die ersten fünfzehnhundert Dollar Vorschuss auszahlen, von dem ich nur, sagen wir, dreißigtausend der geplanten sechzigtausend Wörter bezahlen würde. Dann würde ich ihm die Erzählungen schicken und sagen, dass ich weitere fünfzehnhundert Dollar benötigte, um das Projekt abzuschließen, und wenn sich alles so gut entwickelte, wie wir erwarteten, dann wäre es nicht weiter schwierig, bei dem Gremium vorzusprechen und die Differenz zu erhalten.

Jetzt, zweihundertneununddreißigtausend Wörter und neunzehn Monate später, hat *Dangerous Visions* Doubleday dreitausend Dollar gekostet, mich zweitausendsiebenhundert Dollar, die ich aus eigener Tasche bezahlt habe (von dem Herausgeberhonorar reden wir erst gar nicht), und Autor Larry Niven siebenhundertfünfzig Dollar, die er in das Projekt gesteckt hat, damit es ordentlich gemacht wird. Darüber hinaus sind vier der Autoren in diesem Buch bisher nicht bezahlt worden. Ihre Geschichten sind mit Verspätung eingetroffen, sodass der nominelle Abgabetermin bereits überschritten war; aber sie hatten davon erfahren und waren so begeistert, dass sie unbedingt dabei sein wollten, und so stimmten sie einer späteren Honorierung zu, die von Ellisons Beteiligung gezahlt wird, nicht von den Tantiemen der Autoren.

Diese Vorrede hat fast ihr Ende erreicht. Den Sternen sei Dank. Viele der unglaublichen Ereignisse, die im Laufe ihrer Entstehung eingetreten sind, können hier nicht erzählt werden. Die Pynchon-Story. Die Heinlein-Anekdote. Die Laumer-Affäre. Der Zwischenfall mit den drei Brunner-Storys. Der kurzfristige Flug nach New York, um die Dillon-Illustrationen zu versichern. Das Kingsley-Amis-Nachwort. Die Armut, die Krankheit, der Hass!

Nur noch ein paar letzte Woche über das Wesen dieses Buches. Zu allererst war es als Versuchsfeld für neue Stilmittel, kühne

Experimente, unpopuläre Gedanken gedacht. Ich meine, bis auf eine oder zwei Ausnahmen wird jede der enthaltenen Erzählungen dieser Absicht gerecht. Erwarten Sie nichts, bleiben Sie offen für das, was diese Autoren versuchen, und lassen Sie sich begeistern.

Viele Autoren, die Lesern spekulativer Literatur vertraut sind, sind hier nicht enthalten. Diese Anthologie möchte nicht allumfassend sein. Aufgrund der Natur dessen, was sie schreiben, sind viele Autoren ausgeschlossen worden, denn sie haben bereits vor Jahren gesagt, was sie zu sagen hatten. Andere fanden, dass sie nichts Kontroverses oder Kühnes beizutragen hätten. Manche hatten schlicht kein Interesse an dem Projekt. Aber mit einer Ausnahme hat der Herausgeber niemanden von vorneherein ausgeschlossen. Dementsprechend finden Sie hier neue junge Autoren wie Samuel Delany Seite an Seite mit etablierten Schriftstellern wie Damon Knight. Sie werden Besuchern aus anderen Regionen wie dem Drehbuchautor Howard Rodman zusammen mit einer Veteranin der SF-Kriege begegnen, der charmanten (und in diesem Fall furchteinflößenden) Miriam Allen de Ford. Sie werden einem Traditionalisten wie Poul Anderson unmittelbar neben einem experimentellen Schriftsteller wie Philip José Farmer begegnen. Nur das Neue und das Ungewöhnliche war gefragt, aber in manchen Fällen war eine Geschichte so ... so sehr eine *Geschichte* (wie etwa ein Stuhl sehr ein *Stuhl* sein kann), dass sie sich geradezu aufzwang.

Zu guter Letzt: Es war ein Privileg, dieses Buch herauszugeben. Nach den vielen bombastischen Sturmläufen mag das dem Leser wie eine unaufrichtige Bescheidenheitsgeste à la Jack Paar vorkommen. Der Herausgeber kann nur versichern, dass das Wort »Privileg« noch unzureichend ist. Mitansehen zu dürfen, wie dieses äußerst lebhaft und faszinierende Buch heranwuchs, kam nicht nur einem privilegierten Blick in die Zukunft gleich, sondern auch einem privilegierten Blick in die Zukunft der spekulativen Literatur.

Und aus dem, was er sah, konnte der Herausgeber, während diese zweiunddreißig Wahrsager ihre Geschichten von Morgen erzählten, den Schluss ziehen, dass die Wunder und Reichtümer, die er in diesem Genre fand, als er sein Handwerk erlernte, wirklich und wahrhaftig existieren. Falls irgendjemand daran zweifelt, möge er sich den folgenden Erzählungen zuwenden. Keine einzige davon ist jemals irgendwo abgedruckt worden, und wenigstens ein Jahr lang wird keine davon irgendwo anders abgedruckt werden, also haben Sie Ihr Geld klug angelegt; und Sie haben die Männer und Frauen belohnt, die diese gefährlichen Visionen hatten.

Danke für Ihre Aufmerksamkeit.

Harlan Ellison

Hollywood

Januar 1967

Der Herausgeber möchte den folgenden Personen seine Dankbarkeit ausdrücken und ihre Mitwirkung würdigen, denn ohne die Zeit, das Geld, die Vorschläge und das Mitgefühl, die sie beigetragen haben, wäre dieses Buch vielleicht nicht unmöglich gewesen, aber der Herausgeber wäre mit weit größerer Wahrscheinlichkeit in einem Heim für müde alte Männer gelandet:

Mr. Kingsley Amis
Mr. und Mrs. Terry Carr
Mr. Joseph Elder
Mr. Robert P. Mills
Mr. Robert Silverberg
Mr. Norman Spinrad
Miss Sherri Townsend
Mr. und Mrs. Ted White

Falls der Herausgeber jemanden übersehen hat, der es verdient gehabt hätte, hier erwähnt zu werden, entschuldigt er sich im Voraus und plädiert auf vorübergehende Erschöpfung, aber ein ganz besonderer Dank für Unterstützung, die weit über alles Erwartbare hinausging, gilt den Herren Larry Niven und Lawrence P. Ashmead sowie Mr. und Mrs. Leo Dillon – ohne deren starkes Kreuz dieses Buch *tatsächlich* nie Wirklichkeit geworden wäre. Behüte euch Gott.

Harlan Ellison
Hollywood
14. Februar 1967

Lester del Rey

Abendandacht

Einleitung Ich habe Lester del Rey aus mehreren Gründen ausgewählt, diesen erlesenen Festzug von Autoren anzuführen. Erstens, weil ... nein, lassen Sie mich den zweiten Grund zuerst angeben, denn der erste Grund ist strikt privat. Zweitens, weil Lester del Rey der Ehrengast der 25. World Science Fiction Convention ist, die in New York stattfindet, wenn dieses Buch erscheint. Dass Lester durch die Convention ausgezeichnet wird, und die geringere Ehre, am Anfang dieses Buchs zu stehen, sind nur Kleinigkeiten in der Reihe der Ruhmestaten, die wir ihm verdanken. Lester ist einer der wenigen »Giganten« der Science Fiction; seine Reputation beruht nicht nur auf ein oder zwei brillanten Geschichten, die vor fünfundzwanzig Jahren geschrieben wurden, sondern auf einem umfangreichen Oeuvre, das mit jeder neuen Schöpfung an Vielseitigkeit und Originalität gewonnen hat. Nur wenige Autoren innerhalb des Genres hatten denselben bahnbrechenden Einfluss wie del Rey. Im Vergleich dazu sind diese Ehrungen wahrlich unbedeutend.

Der erste Grund ist jedoch ein rein privater. Lester ist, in vielerlei Hinsicht, dafür verantwortlich, dass ich professionell zu schreiben begann (eine Tatsache, die ihn der Gefahr unangebrachter Schmähungen aussetzte; ich kann versichern, dass nichts davon aus Gefälligkeit geschah; Lester konnte nicht wissen, worauf das alles hinauslaufen würde). Als ich 1955, kurz nachdem ich von der Ohio State University geflogen war, nach New York kam, nahmen er und seine wunderbare Ehefrau Evvie mich in ihrem Zuhause in Red Bank, New Jersey auf, und unter der sadistischen Knute von Lesters scheinbar unermüdlicher

Anleitung (einer Art schleichender Folter als Erziehungsmaßnahme, von der mir Lester versicherte, sie würde mein Talent zur Reife bringen, meinen Charakter stärken und meinen Teint kräftigen), lernte ich allmählich die Grundlagen meines Handwerks. Denn ich glaube noch heute, in der Rückschau nach über zehn Jahren, dass von allen Autoren in dieser Branche nur einige wenige – und Lester sticht unter diesen hervor – *erklären* können, was gutes Schreiben ausmacht. Er ist die lebende, zähnefletschende Widerlegung der weitverbreiteten Lüge, dass diejenigen, die zu etwas nicht in der Lage sind, andere darin unterrichten. Sein Geschick als Redakteur, Herausgeber, Kritiker und Lehrer leitet sich direkt aus seiner Energie als Schriftsteller ab.

Von Lester ist sehr unfreundlich gesagt worden, dass er, hat er sich einmal irgendwo hingepflanzt, sogar mit den Würmern um den Besitz seines Kadavers streiten würde. Jeder, der ihm irgendwann einmal auf Augenhöhe gegenüberstand, wird verständnisvoll nicken. Und ich meine *auf Augenhöhe*, denn del Rey ist über die Maßen fair: Er schaltet in einer Diskussion nicht auf Höchstleistung, sofern die Chancen nicht gleich verteilt sind: ungefähr sieben zu eins. Ich habe noch nie erlebt, dass er in einem Streitgespräch den Kürzeren gezogen hätte. Ganz gleich, worum es geht, ganz gleich, ob du dich mit dem Gesprächsgegenstand besser auskennst als irgendjemand sonst auf der Welt, del Rey wird ein Arsenal von Fakten und Theorien aufbieten, das so unerschöpflich und beeindruckend ist wie deine Niederlage gewiss. Ich habe starke Männer vor del Rey dahinwelken sehen. Herrschsüchtige, übellaunige Menschen fliehen vor ihm schreiend auf die Toilette. Er ist etwa eins achtundsechzig groß, hat flaumiges »Babyhaar«, das nur schwer zu kämmen ist, trägt eine Brille, deren Gläser nur wenig dicker sind als der Boden einer Colaflasche, und wird von einer übernatürlichen Kraft angetrieben, die die Hersteller von Herzschrittmachern für ihre Maschinen in Betracht ziehen sollten.

Lester del Rey wurde 1915 als R. Alvarez del Rey auf einem Pachthof in Minnesota geboren. Er hat den Großteil seines Lebens in Städten im Osten verbracht, wenngleich enge Freunde ihn hin und wieder von seinem Vater murmeln hören, der ein eifriger Evolutionist in der

Provinz war. Er hat als Literaturagent fungiert, als Schreiblehrer und Textdoktor, und schweigt sich über die (augenscheinlich) endlose Folge von Gelegenheitsjobs aus, denen er nachging, bevor er sich vor dreißig Jahren ganz dem Schreiben widmete. Lester ist einer der wenigen Autoren, die unablässig reden können, ohne dass es ihn daran hindert, die Geschichten niederzuschreiben, die er erzählt. Während der vergangenen dreißig Jahre hat er fast ununterbrochen geredet, bei informellen Gesprächen, Vorträgen, Predigten, Autorenkonferenzen, im Fernsehen und über zweitausend Stunden in der Manhattener Radiosendung von Long John Nebel, in der er beständig die Stimme der Vernunft spielte. Seine erste Geschichte, »The Faithful«, verkaufte er 1937 an ASTOUNDING SCIENCE FICTION. Seine Bücher sind zu zahlreich, um sie aufzulisten, hauptsächlich weil er zehntausend Pseudonyme hat und die schlechten Sachen katzenschlau unter falschen Namen vertickt.

Eigentümlicherweise traf die erste Geschichte in diesem Buch als letzte ein. Als einer der ersten zehn Autoren, die ich für dieses Projekt angesprochen habe, versicherte Lester mir sogleich, dass er mir in den nächsten paar Wochen eine Geschichte schicken würde. Fast auf den Tag genau ein Jahr später traf ich ihn auf der Cleveland Science Fiction Convention und bezichtigte ihn der Großsprecherei. Er versicherte mir, er habe die Geschichte vor Monaten abgeschickt, habe nichts von mir gehört und sei davon ausgegangen, ich wolle sie nicht haben. *Das* von einem Profi, der – wie er mir ein Jahrzehnt zuvor beibrachte – Manuskripte immer so lange herumschickt, bis jemand sie kauft. Für die Schublade zu schreiben ist Onanie: so spricht del Rey. Nachdem ich von der Convention nach Los Angeles zurückkehrte, traf »Abendandacht« ein, zusammen mit einer dürftigen Notiz, er schicke mir die Geschichte, um zu beweisen, dass er sie geschrieben habe. Er fügte auch, wie gewünscht, eine Nachbemerkung bei. Einer der Anreize der Anthologie sollen die Nachbemerkungen der Autoren zu ihren Geschichten sein, was sie darüber denken, oder inwiefern es sich um eine »gefährliche« Vision handelt, oder über ihre Haltung zur spekulativen Phantastik oder zu ihrer Leserschaft oder wo sie

sich im Universum verorten ... in anderen Worten, über alles, was sie möglicherweise sagen wollten, um jene so seltene Beziehung zwischen Autor und Leserschaft herzustellen. Diese Nachbemerkingen befinden sich am Ende jeder Geschichte, doch Lesters Kommentar zu seiner Nachbemerking scheint mir an den Anfang zu gehören, denn dieser gibt die Haltung wider, die viele der Autoren dieses Buches zu solchen Nachbemerkingen einnehmen. Er sagte:

»Die Nachbemerking ist nicht besonders gecheit oder amüsant. Aber ich habe das, was ich sagen wollte, so ziemlich in der Geschichte selbst abgehandelt. Also habe ich den sogenannten Kritikern einfach ein paar Wörter vorgesetzt, die sie im Lexikon nachschlagen können, um sie gelehrt durchzukauen. Ich dachte, sie sollten wenigstens erfahren, dass es ein Stilmittel wie die Allegorie überhaupt gibt, auch wenn sie den Unterschied zwischen einer solchen und einem schlichten Phantasiegebilde nicht begreifen mögen. Ich war immer der Meinung, eine Geschichte müsse für sich stehen, und dass der Autor, der sie verfasst hat, für ihren Wert bedeutungslos ist. (Und *natürlich* hatte ich einen Durchschlag und konnte dir davon eine Abschrift der Geschichte schicken, hatte ich, hatteich, hattich ...)«

Deutsch von Hannes Riffel

Bis er endlich die Oberfläche des kleinen Planeten erreichte, war noch der letzte Rest seiner Energie aufgebraucht. Jetzt ruhte er aus, zehrte langsam von der gelben, widerspenstigen Sonne, die auf die Wiese herabschien, welche ihn umgab. Seine Sinne waren getrübt vor Erschöpfung, aber die Furcht, die ihn die Eindringlinge gelehrt hatten, war Antrieb genug, sie nach außen zu richten, auf der Suche nach weiteren Hinweisen auf eine Zuflucht.

Es war eine friedliche Welt, stellte er fest, und in ihm ballte sich Furcht angesichts dieser Entdeckung. In jüngeren Jahren hatte er eine Vielzahl von Welten geliebt und das Auf und Ab des Lebensspiels bis zur Neige ausgekostet. Damals hatte er ein

lustvolles Universum durchstreift. Aber die Eindringlinge duldeten niemanden, der mit ihrer eigenen raumgreifenden Begierde wetteiferte. Dass hier Friede und Ordnung herrschte, bedeutete, dass diese Welt einst ihnen gehört hatte.

Behutsam streckte er, während der leiseste Hauch von Energie in ihn hineinströmte, die Fühler nach ihnen aus. Im Moment waren sie nicht hier. Er hätte den Druck ihrer Nähe sofort gefühlt, und davon gab es keine Spur. Das Grasland erstreckte sich in sanften Wellen bis zu fernen Hügeln. Dort erhoben sich marmorne Gebilde, die im Abendsonnenschein weißlich funkelten, doch sie waren leer, ihr unbekannter Zweck auf diesem verlassenen Planeten zu bloßem Schmuck verkommen. Seine Aufmerksamkeit kehrte zurück, glitt über einen Bach hinweg auf die andere Seite des weitläufigen Tals.

Dort entdeckte er den Garten. Von niedrigem Gemäuer umgeben, erstreckte er sich meilenweit – eine dicht mit Bäumen bestandene und offenbar vernachlässigte Domäne. Zwischen den Ästen und entlang der sich windenden Pfade nahm er wahr, wie sich größere Tiere regten. Die streitbare Vitalität echten Lebens fehlte, doch sein Überfluss mochte genügen, um den Rest Lebenskraft, der ihm geblieben war, vor einer noch so sorgfältigen Suche zu verbergen.

Zumindest war es ein besseres Versteck als diese ungeschützte Grünfläche, und er sehnte sich dorthin, doch die Gefahr einer verräterischen Bewegung hielt ihn an Ort und Stelle. Zuvor hatte er auch geglaubt, seiner Flucht stünde nichts im Wege, doch langsam erkannte er, dass sogar er sich irren konnte. Jetzt wartete er und suchte abermals nach Hinweisen, dass dies eine Falle der Eindringlinge war.

In dem Gefängnis, das die Eindringlinge im Zentrum der Galaxis errichtet hatten, hatte er Geduld gelernt. Heimlich hatte er seine Kräfte gesammelt, während er um ihr Widerstreben herum, endgültig über ihn zu entscheiden, seine Flucht plante. Dann war er mit einer gewaltigen Anstrengung, die ihn weit über

die Grenzen ihres Einflussbereiches hätte hinaustragen müssen, davongejagt. Und er war gescheitert, bevor er auch nur die Entfernung bis zum Ende des Spiralarms einer einzigen galaktischen Festung zurückgelegt hatte.

Allem Anschein nach waren ihre Fühler überall. Ihre gewaltigen, Energie raubenden Fäden bildeten ein so feines Netz, dass kein Durchkommen war. Sterne und Welten waren miteinander verbunden, und nur eine Abfolge wundersamer Ereignisse hatte ihn so weit kommen lassen. Und jetzt stand ihm der Überfluss an Energie, der für solche Wunder nötig war, nicht mehr zur Verfügung. Seit er ihnen mit so knapper Not entkommen war, hatten sie zu viel über ihn erfahren.

Jetzt suchte er mit aller Vorsicht, denn er fürchtete, irgendeinen Alarm auszulösen, doch noch mehr fürchtete er zu übersehen, dass es einen solchen gab. Aus dem All hatte diese Welt die einzige Hoffnung geboten, von ihren Netzen frei zu sein. Doch waren ihm in dem Moment nur Mikrosekunden geblieben, um das zu überprüfen.

Schließlich zog er seine Fühler zurück. Er konnte nicht den geringsten Hinweis auf ihre Köder und Spürer entdecken. Ihm war der Verdacht gekommen, dass selbst seine größten Anstrengungen jetzt nicht ausreichen würden, aber mehr konnte er nicht tun. Langsam erst, dann mit einem einzigen Vorwärtstürmen warf er sich in das Gartenlabyrinth.

Nichts zuckte vom Himmel herab. Nichts sprang aus dem Planetenkern empor, um ihn aufzuhalten. Die Blätter raschelten, und die Vögel zwitscherten. Nichts ließ die Tiere verstummen. Nichts schien seiner Anwesenheit im Garten gewahr zu sein. Einst wäre das undenkbar gewesen, doch nun spendete es ihm Trost. Nur noch ein Schatten durfte er sein, unerkannt und unerkennbar auf seinen Wegen.

Etwas kam den Pfad entlang, auf Hufen dahintribbelnd, die kaum das gefallene Laub zu berühren schienen. Etwas anderes hüpfte flugs durch das dünne Unterholz neben dem Pfad.

Er ließ, während beide in seiner Nähe auf dem Pfad erschienen, seine Aufmerksamkeit auf ihnen ruhen. Kaltes Grauen machte sich in ihm breit.

Ein Kaninchen, das an einem Kleeblatt mümmelte und dessen lange Ohren zuckten, während es gierig die pinkfarbene Nase austreckte. Ein junges Reh, das noch immer die Flecken eines Kitzes aufwies. Eines davon oder sogar beide mochten wohl auf irgendeiner von tausend Welten vorkommen. Aber keines wäre genau von der Art gewesen, wie er sie jetzt vor sich sah.

Dies war die Begegnungswelt – der Planet, wo er die Vorfahren der Eindringlinge zuerst entdeckt hatte. Von allen Welten in der ganzen verseuchten Galaxis hatte er ausgerechnet auf *dieser* Zuflucht gesucht!

Damals, in den Tagen seines größten Ruhmes, waren sie Wilde gewesen, auf diese einzige Welt beschränkt; brünstig hatten sie ihrem verdienten Untergang entgegengesteuert. Und doch war etwas Seltsames an ihnen gewesen, etwas, das seine Aufmerksamkeit erregte und sogar sein unstetes Mitleid.

Aus ebendiesem Mitleid hatte er ein paar von ihnen unter seine Fittiche genommen und sie emporgeführt. Er hatte sogar schwärmerische Hoffnungen gehegt, er könnte sie, während die Lebensspanne ihrer Sonne sich dem Ende näherte, zu seinen Gefährten, zu Seinesgleichen machen. Er hatte ihre Hilferufe erhört und ihnen zumindest etwas von dem gegeben, was sie brauchten, um den Weg zur Macht über Raum und Energie zu beschreiten. Und sie hatten es ihm mit maßlosem Stolz gedankt. Schließlich hatte er sie ihrem grausamen Schicksal überlassen und war zu anderen Welten weitergezogen, um einer größeren Vielfalt auf die Sprünge zu helfen.

Das war seine zweite Torheit. Sie waren der Enthüllung der Gesetze des Universums bereits allzu nahe gekommen. Irgendwie vermieden sie es sogar, sich selbst auszulöschen. Sie eroberten die Welten ihrer Sonne und flogen hinaus, bis sie sogar mit ihm um die Welten wetteifern konnten, die er für sich beansprucht

hatte. Und jetzt gehörten sie alle ihnen, und ihm blieb nur dieser winzige Fleck hier auf ihrer Welt – für eine gewisse Zeit wenigstens.

Das Grauen darüber, dass dies die Begegnungswelt war, ließ ein wenig nach, als er sich entsann, wie leichtfertig sie Welten eroberten und wieder aufgaben; ihre Gier nach Lebensraum war unersättlich.

Abermals erbrachten die Tests, die er durchführen konnte, keine Hinweise auf ihre Anwesenheit. Allmählich entspannte er sich wieder, schöpfte plötzlich Hoffnung, wo eben noch Verzweiflung gewesen war. Bestimmt glaubten auch sie, dass er ausgerechnet auf diesem Planeten niemals Zuflucht suchen würde.

Nun unterdrückte er seine Furcht und richtete seine Gedanken auf das einzige Muster, das ihm Hoffnung bieten konnte. Er benötigte Energie, und Energie war in allen Raumabschnitten verfügbar, die von den Netzen der Eindringlinge unberührt waren. Im Laufe der Äonen war sie in den Weltraum selbst entströmt, ein Überfluss, der Sonnen zerstören oder sie ohne Zahl entstehen lassen konnte. Mit Hilfe dieser Energie konnte er entkommen, wäre vielleicht sogar bereit, ihnen irgendwann entgegenzutreten, einen Waffenstillstand zu erzwingen, wenn nicht den Sieg. Sofern er nur ein paar Stunden ihrer Aufmerksamkeit entging, konnte er die Energie aufnehmen, derer er bedurfte.

Er wollte gerade danach greifen, als es am Himmel donnerte und die Sonne sich für einen Moment zu verdunkeln schien!

Die Furcht in ihm kam bibbernd an die Oberfläche, und er floh, bevor er sich beherrschen konnte, vor dem Anblick des Himmels. Doch für einen kurzen Augenblick regte sich noch ein wenig Hoffnung in ihm. Möglicherweise war das ein Phänomen gewesen, das von seinem Verlangen nach Energie verursacht worden war; vielleicht war er zu voreilig gewesen, zu begierig nach Kraft.

Da erbebte die Erde, und er begriff.

Die Eindringlinge hatten sich nicht täuschen lassen. Sie wussten, dass er hier war – hatten ihn nie aus den Augen verloren.

Und jetzt waren sie ihm mit all ihrem gewaltigen Mangel an Raffinesse gefolgt. Einer ihrer Aufklärer war gelandet, und der Kundschafter würde nach ihm suchen.

Er rang um Selbstbeherrschung und fand sie lange genug, um seine Furcht niederzuringen. Nun begann er vorsichtig, ohne einen Grashalm oder ein Blatt an einem Zweig zu erschüttern, sich zurückzuziehen, suchte das dichtere Unterholz in der Mitte des Gartens auf, wo das Leben am üppigsten war. Hier mochte es ihm gelingen, wenigstens ein dünnes Rinnsal an Energie aufzunehmen, genügend Kraft, um eine feine Aura um sich herum zu errichten und sich zwischen den Tieren zu verbergen. Einige der Kundschafter der Eindringlinge waren jung und naiv. Ein solcher mochte sich täuschen lassen und wieder fortfliegen. Dann, bevor andere auf seinen Bericht hin reagieren konnten, mochte sich eine Gelegenheit bieten ...

Er wusste, dass dies nur Wunschenken war, kein Plan, aber er hielt sich daran fest, während er im Dickicht in der Mitte des Gartens kauerte. Und dann wurde ihm sogar diese Illusion geraubt.

Die Schritte klangen fest und sicher. Zweige brachen, während der Eindringling sich vorwärtsbewegte, ohne von einer geraden Linie abzuweichen. Unaufhaltsam brachte jeder Schritt ihn dem Versteck näher. Inzwischen erfüllte ein schwaches Leuchten die Luft, und die Tiere huschten zu Tode erschrocken davon.

Er spürte den Blick des Eindringlings auf sich und wandte sich gewaltsam von diesem Bewusstsein ab. Und stellte fest, dass er, wie die Furcht, auch das Beten von den Eindringlingen gelernt hatte; er betete jetzt verzweifelt zu einem Nichts, das er kannte, und erhielt keine Antwort.

»Komm heraus! Diese Erde ist ein heiliger Ort, und du darfst nicht auf ihr bleiben. Unser Urteil ist gefällt, und auf dich wartet ein anderer Ort. Komm heraus, und ich bringe dich dorthin!« Die Stimme war leise, aber sie war so machtvoll, dass sie sogar das Rascheln der Blätter verstummen ließ.

Er ließ zu, dass der Blick des Eindringlings ihn fand, und das Gebet in ihm war stumm und nach außen gerichtet – und hoffnungslos, wie er nur zu gut wusste.

»Aber ...« Wörter waren nutzlos, doch seine Verbitterung ließ ihm keine andere Wahl. »Aber warum? Ich bin Gott!«

Für einen Moment lag etwas wie Traurigkeit und Mitgefühl im Blick des Eindringlings. Doch das ging vorbei, und er hörte die Antwort. »Ich weiß. Aber ich bin ein Mensch. Komm!«

Da verbeugte er sich schweigend und folgte dem Eindringling, während die gelbe Sonne hinter den Gartenmauern versank.

Da ward aus Abend und Morgen der achte Tag.

Nachbemerkung Ein Schriftsteller, der ernsthaft über sein Handwerk nachdenkt, wird gewiss feststellen, dass er sich mehr und mehr mit den uralten Problemen der Philosophie befasst – mit Gut und Böse, Kausalität –, denn auf diese geht jeder Handlungsverlauf und jede Figur zurück. Als Science-Fiction-Autor, der versucht, die Muster der Zukunft zu ertasten, beschäftige ich mich zwangsläufig mit teleologischen Fragen: Liegt dem Universum und dem Menschen ein Zweck, eine Absicht zugrunde? Vielleicht spielt das gar keine Rolle. Und wenn doch, müssen wir all dem blind folgen? Wenn der blinde Zufall regiert, können wir unsere Zukunft dann nicht selbst bestimmen, und zwar entsprechend unseren Möglichkeiten? Ich meinerseits nehme mein *Invictus* unverdünnt zu mir, lediglich mit einem Spritzer Bitter. Aber ich nehme es sehr ernst. Und eben deshalb ist »Abendandacht« keine Dichtung, sondern Allegorie.

Robert Silverberg

Fliegen

Einleitung Robert Silverberg ist einer meiner ältesten Freunde. Er ist ein herausragender Schriftsteller. Außerdem ist er ein Profi durch und durch, was für die Dummköpfe dieser Welt offenbar bedeutet, dass er Geschichten am Fließband produziert. Sie irren sich, aber das ist ohne Belang. Mehr über den Schriftsteller Silverberg später.

Mein Kumpel Silverberg lässt sich so beschreiben: Er stammt aus Brooklyn, und er macht sich nichts aus Applaus. Früher gab er ein Fanzine namens SPACESHIP heraus, das äußerst literarisch daherkam. Er hat einen Abschluss von der Columbia University. Er ist mit Bobby verheiratet, einer hinreißenden Physikerin, und sie leben in einem imposanten Pfarrhaus, das einmal Fiorello La Guardia gehörte. Er hat etwa fünfzig bis sechzig anspruchsvolle Bücher über Themen von Zoologie bis Archäologie und dergleichen veröffentlicht. Seine erste Geschichte, »Gorgon Planet«, erschien 1953 in dem schottischen Science-Fiction-Magazin NEBULA. 1956 gewann er einen Hugo Award als vielversprechendster neuer Autor, wobei er (ausgerechnet) den Verfasser dieser Einleitung auf die Plätze verwies.

Wie viele Autoren auf dem Gebiet der spekulativen Literatur beneidet der Verfasser dieser Einleitung Silverberg um seine Fähigkeit, *etwas zum Abschluss zu bringen*. Der Illusion, Genie und Wahnsinn seien zwei Seiten derselben Medaille, erliegen die meisten Schriftsteller, aber das ist eine Ausflucht. Es erlaubt ihnen, launisch zu sein, ihre Frauen zu schlagen, um sechs Uhr morgens frischen Kaffee zu verlangen, Manuskripte zu spät abzugeben, ihre Pflichten zu vernachlässigen, faul herumzuliegen und (unter dem Vorwand, sie würden »recherchieren«) billige Romane

zu lesen, ihre sieben Sachen zu packen und zu verschwinden, wenn es ihnen zu reglementiert zugeht, ihre Fans anzuschmauen sowie tendenziös und herablassend zu sein. Wir können in aller Ruhe faulenzen, solange wir den gewöhnlichen Bürgern vormachen, dass das notwendig ist, um kreativ zu sein. Silverberg entspricht nicht diesem Klischee. Sein Arbeitsablauf könnte nicht regelmäßiger sein. Er praktiziert sein Handwerk fünf Tage die Woche, sechs Stunden am Tag. Das Schreiben ist für ihn Beruf und Berufung.

Im Unterschied zu Autoren, die vertrackte und brillante Mittel und Wege ersinnen, sich selbst in Krisen zu manövrieren, in Schreibblockaden, in ebenso ausweglose wie abscheuliche Situationen, bedeuten Silverbergs systematische Schreibgewohnheiten, dass man sich auf ihn verlassen kann. Auf diese Weise hat er ein umfangreiches Werk von beträchtlichem Niveau geschaffen, was umso beeindruckender ist, wenn man berücksichtigt, wie viele wirklich *denkwürdige* Romane, Erzählungen und Sachbücher er veröffentlicht hat, als er noch in den Zwanzigern war. Jetzt, mit Anfang dreißig, schreibt Bob Silverberg Bücher wie *Man Before Adam*, *Lost Cities and Vanished Civilizations*, *Home of the Red Man: Indian North America Before Columbus*, *Needle in a Timestack*, *The Time-Hoppers* und jenes wundervolle Buch über lebende Fossilien, *Forgotten by Time*. Seine Interessen und sein Sachverstand haben, wie eine zufällige Auflistung seiner Bücher vor Augen führt, das Reich der Phantasie längst hinter sich gelassen.

Und doch ist Silverberg ein Produkt der Science Fiction. Er ist einer der letzten Fans, die zu Profis wurden, und auch wenn der Großteil seines Einkommens und seiner Aufträge aus anderen Bereichen stammt, kehrt er doch mit erfreulicher Regelmäßigkeit zur spekulativen Phantastik zurück, um seine Reputation neu zu begründen, um seine Wurzeln zu verfestigen, um Freude an Geschichten zu haben, die er nur in dieser Form erzählen kann. Von diesen wird die neuste hier vorgelegt. Vielleicht ist es meiner Jahrzehnte währenden Freundschaft mit Bob geschuldet und meiner Vertrautheit mit einem Großteil seines Werks, aber ich möchte behaupten, dass »Fliegen« zu den eindringlichsten und stilistisch originellsten Geschichten zählt, die er je verfasst hat.

Deutsch von Hannes Riffel

Hier ist Cassidy:

auf einem Tisch wie festgenagelt.

Viel war nicht mehr von ihm übrig. Eine Hirnschale; ein paar Nervenbahnen; eine Gliedmaße. Die plötzliche Implosion hatte ganze Arbeit geleistet. Allerdings war noch genug da. Die Goldenen benötigten nicht viel, um sich leiten zu lassen. Sie hatten ihn im Wrack eines steuerlosen Schiffs entdeckt, das hinter dem Iapetus durch ihre Zone getrieben war. Er lebte noch. Er konnte repariert werden. Für die anderen an Bord gab es keine Hoffnung mehr.

Ihn reparieren? Selbstverständlich. Musste man ein Mensch sein, um menschenfreundlich zu sein? Reparieren, genau. Mit allen Mitteln. Änderungen eingeschlossen. Die Goldenen waren kreativ.

Was von Cassidy übrig war, lag im Trockendock auf einem Irgendwo-Tisch in einer goldenen Energiesphäre. Hier gab es keine Jahreszeiten; nur den Glanz der Wände, die gleichbleibende Wärme. Weder Tag noch Nacht, weder gestern noch morgen. Schemen umwaberten ihn. Sie regenerierten ihn, Etappe für Etappe, während er in vollständiger, blinder Ruhe dalag. Das Gehirn war intakt, arbeitete jedoch nicht. Alles Übrige wuchs allmählich nach: Sehne und Band, Knochen und Blut, Herz und Ellbogen. Aus länglichen Gewebeansammlungen sprossen kleine Knospen, die zu Fleischklumpen heranwuchsen. Füge Zelle um Zelle zusammen, baue einen Menschen aus seinen eigenen Trümmern – für die Goldenen war das nicht weiter schwer. Ihre Fähigkeiten waren vielfältig. Aber sie hatten auch viel zu lernen, und dieser Cassidy konnte ihnen dabei behilflich sein.

Tag um Tag wuchs Cassidy der Ganzheit entgegen. Sie weckten ihn nicht auf. Er lag in Wärme geborgen, trieb bewegungslos, gedankenlos auf den Gezeiten. Sein neues Fleisch war rosafarben

und glatt wie das eines Neugeborenen. Die Epithelien würden sich später verdichten. Cassiday diente als sein eigener Bauplan. Die Goldenen replizierten ihn nach einem Fetzen seiner selbst, bauten ihn aus seinen eigenen Polynukleotidketten wieder auf, entschlüsselten Proteine und setzten ihn gemäß der Vorlage wieder zusammen. Für sie eine leichte Aufgabe. Warum nicht? Jedes Klümpchen Protoplasma konnte das – für sich. Die Goldenen, die kein Protoplasma waren, konnten das für andere.

Sie nahmen an der Vorlage Veränderungen vor. Selbstverständlich. Sie waren Meister ihres Handwerks. Und es gab eine ganze Menge, was sie lernen wollten.

Schauen wir uns Cassiday an:

das Dossier.

GEBURTSDATUM 1. August 2136

WOHNORT Nyack, New York

ELTERN Diverse

ÖKONOMISCHER STATUS Niedrig

BILDUNGSSTATUS Mittel

BESCHÄFTIGUNG Feuerungstechniker

BEZIEHUNGSSTATUS Drei rechtsförmige Bindungen: acht
Monate, sechzehn Monate und zwei Monate

GRÖSSE Zwei Meter

GEWICHT 96 kg

HAARFARBE Gelb

AUGEN Blau

BLUTGRUPPE A positiv

INTELLIGENZNIVEAU Hoch

GESCHLECHTLICHE NEIGUNG Normal

Schaut hin:

verändern ihn.

Der vollständige Mensch lag, frisch regeneriert, vor ihnen, bereit zur Wiedergeburt. Jetzt standen die letzten Korrekturen an. Sie suchten das graue Gehirn in seiner rosafarbenen Hülle auf, drangen hinein und folgten den Buchten und Zuflüssen des Verstandes, verweilten an dieser Lagune, ankerten am Fuß jener steilen Klippe. Sie operierten, allerdings mit großem Geschick. Hier gab es keine submukösen Resektionen, keine funkelnden Klirgen schnitten durch Knorpel und Knochen, keine knisternden Laser waren am Werk, keine empfindlichen Meningen wurden mit Meißeln bearbeitet. Kein kalter Stahl durchtrennte Synapsen. Die Goldenen waren raffinierter; sie justierten den Kreislauf, der Cassiday war, erhöhten die Lautstärke, dämpften die Hintergrundgeräusche, und all das äußerst behutsam.

Als sie mit ihm fertig waren, war er weit empfindungsfähiger als zuvor. Er verfügte über mehrere neue Begierden. Sie hatten ihm gewisse Fähigkeiten gewährt.

Jetzt weckten sie ihn auf.

»Cassiday, du lebst«, sagte eine zarte Stimme. »Dein Schiff ist zerstört worden. Deine Gefährten getötet. Du allein hast überlebt.«

»In welchem Krankenhaus bin ich?«

»Nicht auf der Erde. Du wirst bald dorthin zurückkehren. Steh auf, Cassiday. Bewege die rechte Hand. Die linke. Beuge das Knie. Atme tief ein. Öffne und schließe mehrmals die Augen. Wie heißt du, Cassiday?«

»Richard Henry Cassiday.«

»Wie alt?«

»Einundvierzig.«

»Schau dir dieses Spiegelbild an. Was siehst du?«

»Mich.«

»Hast du noch irgendwelche Fragen?«

»Was habt ihr mit mir gemacht?«

»Wir haben dich repariert, Cassiday. Du warst fast vollständig zerstört.«

»Habt ihr mich verändert?«

»Du empfindest die Gefühle deiner Mitmenschen jetzt stärker.«

»Oh«, sagte Cassiday

Folge Cassiday auf seiner Reise:

zurück zur Erde.

Er traf an einem Tag ein, an dem Schnee programmiert war. Leichter Schnee, der rasch schmolz, eher ein ästhetisches Vergnügen denn eine echte Wettererscheinung. Es war gut, den Fuß wieder auf die Heimatwelt zu setzen. Die Goldenen hatten seine Rückkehr geschickt vorbereitet, hatten ihn an Bord seines zerstörten Schiffs gebracht und ihm einen Stoß versetzt, stark genug, um in Reichweite der Notfallempfänger zu gelangen. Die Überwachungsprogramme hatten ihn entdeckt, und er war abgeholt worden. Wie ist es möglich, dass du die Katastrophe unversehrt überstanden hast, Raumfahrer Cassiday? Ganz einfach, ich habe mich, als es passiert ist, außerhalb des Schiffs aufgehalten. Ein gewaltiges Rauschen, und alle waren tot. Und nur ich bin entkommen, um davon zu erzählen.

Sie lotsten ihn zum Mars, unterzogen ihn diversen Tests, sperrten ihn auf Luna eine Weile in eine Dekontaminationsschleuse und schickten ihn schließlich zur Erde zurück. Er trat ins Schneegestöber hinaus, ein großer Mann mit wiegendem Gang und sorgfältigen Schwielen an all den richtigen Stellen. Er hatte nur wenige Freunde, keine Verwandten, genügend Bareinheiten, um eine Weile damit klarzukommen, und ein paar Ex-Frauen, die er besuchen konnte. Die Regularien besagten, dass er, als Entschädigung für die Katastrophe, Anspruch auf ein Urlaubsjahr bei voller Bezahlung hatte. Er beabsichtigte, es vollständig wahrzunehmen.

Von seiner neuen Empfindungsfähigkeit hatte er bisher noch keinen Gebrauch gemacht. Die Goldenen hatten es so

ingerichtet, dass seine Fähigkeiten erst wirksam wurden, wenn er seine Heimatwelt erreichte. Jetzt war er dort, und es war an der Zeit, sie einzusetzen, und die unendlich neugierigen Kreaturen, die auf dem Iapetus lebten, warteten geduldig, während Cassiday diejenigen aufsuchte, die ihn einst geliebt hatten.

Er begann seine Suche im Urban District Chicago, denn dort befand sich, direkt außerhalb von Rockford, der Raumhafen. Die Gehsteige beförderten ihn rasch zu einem Travertinturm, der mit glänzenden Einlegearbeiten aus Elfenbein und lilafarbenem Metall verziert war, und dort, in der örtlichen Televector-Zentrale, suchte Cassiday nach dem gegenwärtigen Aufenthaltsort der Frauen, mit denen er einmal verheiratet gewesen war. Er war geduldig, eine Ansammlung von Fleisch mit ausdrucksloser Miene und sanftem Blick, drückte die richtigen Knöpfe und wartete seelenruhig, bis sich die Kontakte irgendwo tief in der Erde seidenweich schlossen. Cassiday hatte nie zu heftigen Gefühlsausbrüchen geneigt. Er war die Ruhe selbst. Er konnte warten.

Die Maschine teilte ihm mit, dass Beryl Fraser Cassiday Mellon im Urban District Boston wohnte. Die Maschine teilte ihm mit, dass Lureen Holstein Cassiday im Urban District New York wohnte. Die Maschine teilte ihm mit, dass Mirabel Gunryk Cassiday Milman Reed im Urban District San Francisco wohnte.

Die Namen weckten Erinnerungen; warme Haut, duftendes Haar, zärtliche Berührungen, leise Stimmen. Leidenschaftliches Flüstern. Verächtliches Knurren. Atemlose Liebesbekundungen.

Cassiday machte sich, ins Leben zurückgekehrt, auf den Weg zu seinen Ex-Frauen.

Einer begegnen wir jetzt:

gesund und munter.

Beryl Fraser Cassiday Mellons Pupillen waren milchigweiß, die Augen darum herum grünlich, wo sie hätten weiß sein müssen. In den letzten zehn Jahren hatte sie abgenommen, und ihr Gesicht

glich über Knochen gespanntem Pergament, ein zerfressenes Gesicht, in dem die Wangenknochen aussahen, als würden sie die Haut alsbald durchstoßen. Cassidy war sechzehn Monate mit ihr verheiratet gewesen. Vierundzwanzig war er damals. Sie hatten sich getrennt, als sie darauf bestand, das Sterilitätsgelöbnis abzulegen. Er hatte gar nicht unbedingt Kinder gewollt, aber ihre Entscheidung hatte ihn trotzdem gekränkt. Jetzt lag sie in einer schmerzlindernden Wiege aus Netzschaum und versuchte zu lächeln, ohne dass ihr die Lippen aufplatzten.

»Es hieß, du wärest umgekommen«, sagte sie.

»Ich habe überlebt. Wie geht es dir, Beryl?«

»Das siehst du doch. Ich bin auf Entzug.«

»Entzug?«

»Ich war trilinabhängig. Siehst du das nicht? Meine Augen, mein Gesicht? Bald wäre nichts mehr von mir übrig gewesen. Aber es war so friedvoll. Wie von der Seele abgekoppelt. Nur dass ein Jahr länger mich umgebracht hätte. Jetzt bin ich auf Entzug. Sie haben mich letzten Monat ausgeschlichen. Und rüsten mich mit Prothesen auf. Inzwischen stecke ich voller Kunststoff. Aber ich lebe.«

»Hast du wieder geheiratet?«, fragte Cassidy.

»Der ist schon lange abgehauen. Ich bin seit fünf Jahren allein. Nur ich und das Trilin. Aber jetzt bin ich das Zeug los.« Beryl blinzelte mühsam. »Du wirkst entspannt, Dick. Aber das warst du immer. So ruhig, so selbstsicher. *Du* wirst bestimmt nie trilinsüchtig. Bitte nimm meine Hand, ja?«

Er berührte ihre vertrocknete Klaue. Spürte die Wärme, die sie ausstrahlte, ihr Bedürfnis nach Liebe. Große pulsierende Wellen schwappten in ihn hinein, niederfrequente Sehnsuchtsströme, die ihn durchdrangen und in den weit entfernten Beobachtern nachhallten.

»Früher hast du mich geliebt«, sagte Beryl. »Damals waren wir beide dumm. Bitte liebe mich wieder. Hilf mir, wieder auf die Beine zu kommen. Ich brauche deine Kraft.«

»Natürlich werde ich dir helfen«, sagte Cassidy.

Er verließ die Wohnung und besorgte drei Würfel Trilin. Nach seiner Rückkehr aktivierte er einen davon und drückte ihn Beryl in die Hand. In den grünweißen Augen spiegelte sich blankes Entsetzen.

»Nein«, wimmerte sie.

Der Schmerz, den ihre zerbrochene Seele verströmte, war erlesen in seiner Intensität. Cassidy nahm ihn in seinem ganzen Umfang in sich auf. Dann ballte sie die Hand zur Faust, die Droge gelangte in ihren Metabolismus, und Beryl wurde wieder friedvoll.

Beobachten wir die nächste:

bei einem Freund.

Das Türprogramm sagte: »Mr. Cassidy ist da.«

»Lass ihn rein«, erwiderte Mirabel Gunryk Cassidy Milman Reed.

Der Schließmuskel der Tür öffnete sich, und Cassidy trat hindurch in eine Pracht aus Onyx und Marmor. Goldbraune Palisanderbalken bildeten ein poliertes Holzgerüst, auf dem Mirabel lag, und unverkennbar genoss sie das Gefühl von hartem Holz an prallem Fleisch. Eine Kaskade kristallfarbenen Haars fiel ihr über die Schultern. Sie hatte 2346 acht Monate lang Cassidy angehört, eine schlanke, schüchterne junge Frau; doch jetzt konnte er die Silhouette von damals in dem verhätschelten Ungetüm kaum noch erkennen.

»Du hast reich geheiratet«, stellte er fest.

»Aller guten Dinge sind drei«, sagte Mirabel. »Magst du dich setzen? Etwas trinken? Soll ich die Umwelteinstellungen ändern?«

»Lass nur.« Er blieb stehen. »Du wolltest schon immer herrschaftlich wohnen, Mirabel. Die gebildetste unter meinen Frauen, das ja, aber dir war Bequemlichkeit schon immer sehr wichtig. Jetzt hast du es bequem.«

»Sehr.«

»Bist du glücklich?«

»Ich lese nicht mehr viel«, sagte Mirabel, »aber ich habe es bequem.«

Cassiday bemerkte in ihrem Schoß etwas, das wie ein zerknülltes Tuch aussah – purpurn mit goldenen Fäden, weich, träge, anschmiegsam. Es hatte mehrere Augen. Mirabel hatte die Hände darüber ausgebreitet.

»Von Ganymed?«, fragte er. »Ein Haustier?«

»Ja. Hat mir mein Mann letztes Jahr gekauft. Es ist mir lieb und teuer.«

»Teuer trifft es wohl am ehesten.«

»Aber liebenswert«, sagte Mirabel. »Fast menschlich. Und sehr treu. Wahrscheinlich hältst du mich für albern, aber nichts ist mir wichtiger. Nicht einmal mein Mann. Ich liebe es, musst du verstehen. Ich bin es gewohnt, geliebt zu werden, aber es gibt nicht viele Dinge, die ich selbst lieben kann.«

»Darf ich es sehen?«, fragte Cassiday sanft.

»Sei vorsichtig.«

»Aber ja.« Er nahm das Geschöpf vom Ganymed an sich. Seine Beschaffenheit war außergewöhnlich – so etwas Weiches war ihm noch nie untergekommen. Etwas flatterte ängstlich in dem flachen Leib des kleinen Tiers. Gleichzeitig spürte Cassiday, wie Mirabel misstrauisch wurde. Er streichelte die Kreatur. Sie pulsierte dankbar. Schillernde Streifen wurden sichtbar, und sie zog sich in seinen Händen zusammen.

»Was machst du jetzt, Dick?«, fragte Mirabel. »Arbeitest du immer noch für die Raumfluglinie?«

Er schenkte der Frage keine Beachtung. »Wie heißt noch mal der Vers von Shakespeare, Mirabel. Über die Fliegen. Die Fliegen und müßigen Knaben.«

Furchen bildeten sich auf ihrer blassen Stirn. »Das ist aus dem *Lear*«, sagte sie. »Warte. Ja. ›Was Fliegen sind den müßigen Knaben, das sind wir den Göttern. Sie töten uns zum Spaß.«

»Genau das«, sagte Cassiday. Seine großen Hände schlossen sich rasch um das tuchartige Geschöpf vom Ganymed. Es wurde grau und verlor den Glanz, und schilfähnliche Fasern lösten sich aus seiner aufgeplatzten Oberfläche. Cassiday ließ es zu Boden fallen. Die Woge des Entsetzens und Schmerzes und Verlustes, die von Mirabel ausging, betäubte ihn fast, aber er nahm sie in sich auf und leitete sie weiter.

»Fliegen«, erklärte er. »Müßige Knaben. Mein Spaß, Mirabel. Ich bin jetzt ein Gott, wusstest du das?« Seine Stimme war heiter und ruhig. »Lebewohl. Dankeschön.«

Noch ein weiterer Besuch:
von neuem Leben erfüllt.

Lureen Holstein Cassiday, einunddreißig Jahre alt, mit dunklen Haaren und großen Augen und im siebten Monat schwanger, war die einzige seiner Ex-Frauen, die nicht wieder geheiratet hatte. Ihr Zimmer in New York war klein und schmucklos. Sie war pummelig gewesen, als sie vor fünf Jahren zwei Monate lang Cassidays Frau gewesen war, und jetzt war sie noch pummeliger, doch wie viel von dem zusätzlichen Umfang der Schwangerschaft geschuldet war, wusste er nicht.

»Wirst du jetzt heiraten?«, fragte er.

Lächelnd schüttelte sie den Kopf. »Ich habe Geld, und meine Unabhängigkeit ist mir wichtig. Ich werde mich nicht noch mal auf so was einlassen wie mit dir. Mit niemandem.«

»Und das Kind? Das bekommst du?«

Sie nickte heftig. »Dafür habe ich hart gearbeitet. Glaubst du, das ist leicht? Zwei Jahre künstliche Befruchtungen! Was ein Vermögen kostet. Maschinen, die in mir herumstochern – die ganzen Hormone – o nein, du machst dir ein völlig falsches Bild. Das ist kein ungewolltes Kind. Für dieses Kind habe ich alles getan.«

»Das ist interessant«, sagte Cassiday. »Ich habe auch Mirabel und Beryl besucht, und beide hatten sie ihre Kinder. Oder so

etwas Ähnliches. Mirabel hatte ein kleines Tier vom Ganymed. Beryl war trilinabhängig und furchtbar stolz darauf, dass sie das überwunden hatte. Und du hast dir ein Kind einpflanzen lassen, ohne Beteiligung eines Mannes. Ihr sucht alle drei nach irgend-etwas. Interessant.«

»Geht es dir gut, Dick?«

»Aber ja.«

»Deine Stimme klingt so tonlos. Du gibst einfach nur einen Haufen Worte von dir. Das ist ein wenig beängstigend.«

»Hmm. Ja. Weißt du, was ich für Beryl getan habe? Ich hab ihr ein paar Trilinwürfel gekauft. Und ich hab Mirabels Haustier genommen und ihm – na ja, nicht den Hals umgedreht, aber so was in der Art. In aller Seelenruhe. Ich war nie ein leidenschaftlicher Mensch.«

»Dick, ich glaube, du verlierst den Verstand.«

»Ich spüre deine Angst. Du glaubst, dass ich deinem Kind etwas antun werde. Angst interessiert mich nicht, Lureen. Aber Trauer – ja, die schon eher. Trostlosigkeit. Das möchte ich untersuchen. Ich möchte *ihnen* helfen, es zu untersuchen. Ich glaube, darauf sind sie besonders neugierig. Lauf nicht weg, Lureen. Ich möchte dir nicht wehtun, nicht so.«

Sie war klein und nicht besonders kräftig, zudem schwerfällig aufgrund ihrer Schwangerschaft. Cassidy packte sie sanft an den Handgelenken und zog sie zu sich. Jetzt schon konnte er spüren, wie sie neue Gefühle ausstrahlte, das Selbstmitleid unterhalb des Entsetzens, und er hatte ihr noch nicht einmal etwas getan.

Wie trieb man einen Fötus zwei Monate vor dem Geburtstermin ab?

Ein fester Tritt in den Bauch mochte genügen. Zu plump, zu plump. Aber Cassidy hatte keine Abtreibungsmittel dabei, keine praktische Mutterkornpille, keinen schnellwirkenden Krampfauslöser. Also riss er das Knie nach oben, wobei er die Brutalität seiner Tat bedauerte. Lureen sank in sich zusammen. Er trat sie

ein zweites Mal. Während er das tat, blieb er vollständig gelassen, denn es wäre falsch, an Gewalt Vergnügen zu empfinden. Ein dritter Tritt schien angebracht. Dann ließ er sie los.

Sie war noch immer bei Bewusstsein, aber sie wand sich. Cassiday nahm das auf, was aus ihr herausfloss. Das Kind in ihr, stellte er fest, war noch nicht tot. Vielleicht würde es gar nicht sterben. Aber es würde bestimmt in irgendeiner Form verkrüppelt sein. Was er von Lureen empfing, war das Bewusstsein, dass sie kein normales Kind zur Welt bringen würde. Der Fötus musste getötet werden. Sie würde wieder von Vorne anfangen müssen. Alles wirklich sehr traurig.

»Warum?«, murmelte sie. »... warum?«

Unter den Beobachtern:

das Äquivalent von Bestürzung.

Irgendwie war es anders gekommen, als die Goldenen vorausgesehen hatten. Selbst sie konnten sich, so schien es, verkalkulieren, eine lohnende Einsicht. Aber mit Cassiday konnte das nicht so weitergehen.

Sie hatten ihm Fähigkeiten gegeben. Er konnte die Gefühle anderer wahrnehmen und unmittelbar an sie weiterleiten. Das war nützlich für sie, denn dank dieser Informationen gelang es ihnen möglicherweise, die Menschen zu verstehen. Aber indem sie ihn zu einer Vermittlungsstation für die Gefühle anderer gemacht hatten, waren sie gezwungen gewesen, seine eigenen auszublenden. Und das verfälschte das Ergebnis.

Auf seine freudlose Weise war er jetzt zu zerstörerisch. Das musste korrigiert werden. Denn jetzt war er dem Wesen der Goldenen zu ähnlich. *Sie* durften mit Cassiday ihren Spaß haben, denn er verdankte ihnen sein Leben. Aber er durfte nicht mit anderen seinen Spaß haben.

Sie nahmen Verbindung zu ihm auf und gaben ihm ihre Anweisungen.

»Nein«, sagte Cassiday. »Ihr seid mit mir fertig. Es ist nicht nötig, dass ich zurückzukehre.«

»Wir müssen weitere Korrekturen vornehmen.«

»Da bin ich anderer Meinung.«

»Das wird nicht von Dauer sein.«

Noch immer anderer Meinung nahm Cassiday einen Flug zum Mars, denn er konnte ihrem Befehl nicht widerstehen. Auf dem Mars charterte er ein Schiff, das regelmäßig zum Saturn unterwegs war, und überzeugte den Piloten, den Umweg über den Iapetus zu nehmen. Sobald er sich in ihrer unmittelbaren Reichweite befand, nahmen die Goldenen ihn in Besitz.

»Was werdet ihr mit mir machen?«, fragte er.

»Die Richtung umkehren. Du wirst nicht mehr für andere empfänglich sein. Du wirst deine eigenen Gefühle an uns übertragen. Wir werden dein Gewissen wiederherstellen, Cassiday.«

Er beehrte auf. Es war sinnlos.

In der leuchtenden Sphäre aus goldenem Licht nahmen sie ihre Anpassungen an ihm vor. Sie drangen in ihn ein, veränderten ihn und richteten seine Wahrnehmung nach innen, sodass er sich an seinem Elend gütlich tun konnte wie ein Geier, der den Schnabel in die eigenen Eingeweide schlug. Daraus würden sie viel lernen. Cassiday protestierte, bis es nicht mehr in seiner Macht stand zu protestieren, und als sein Bewusstsein zurückkehrte, war es dafür zu spät.

»Nein«, sagte er. In dem gelben Schein sah er die Gesichter von Beryl und Mirabel und Lureen. »Das hättet ihr mir nicht antun dürfen. Ihr quält mich ... wie eine Fliege ...«

Er erhielt keine Antwort. Sie schickten ihn fort, zurück zur Erde. Sie brachten ihn zu den Travertintürmen zurück und zu den rumpelnden Gehsteigen, zu dem Freudenhaus an der 485th Street, zu den Inseln aus Licht, die am Himmel loderten, zu den elf Milliarden Menschen. Sie schickten ihn aus, damit er sich unter sie mischte und Leid empfand und davon berichtete. Irgendwann würden sie ihn freilassen, aber noch nicht jetzt.

Hier ist Cassidy:
ans Kreuz genagelt.

Nachbemerkung Eine der ersten Science-Fiction-Geschichten, die ich verfasst habe, war die äußerst düstere Schilderung eines New York, das dem Kannibalismus anheimgefallen war. Sie war so realistisch, dass sie vier Jahre lang niemand kaufen wollte, und nur eine geniale Werbeaktion des Herausgebers der vorliegenden Anthologie hat überhaupt dafür gesorgt, dass sie gedruckt wurde.

Jetzt, zwölf oder dreizehn Jahre später, habe ich mich von der nüchternen Darstellung von Kannibalismus ab- und der symbolischen Repräsentation von Vampirismus zugewandt, was, so vermute ich, ein gesunder Fortschritt in Sachen Krankhaftigkeit ist. Jeder Schriftsteller kehrt, wenn man ihm freie Hand lässt, zu seinen Obsessionen zurück, und jede Situation, die er sich ausdenkt, ganz gleich wie grotesk, sagt etwas über das Wesen menschlicher Beziehungen aus. Wenn ich dem Anschein nach sage, dass wir, im wörtlichen wie im übertragenen Sinne, einander auffressen, dass wir einander aussaugen, dass wir Vampirismus und Kannibalismus praktizieren – so sei es. Hinter allem Grotesken verbirgt sich sein Gegenteil; hinter der Brutalität des Kannibalismus verbirgt sich das rührselige Klischee »Menschen brauchen Menschen«. Um sie aufzufressen, wenn schon aus keinem anderen Grund.

Ich möchte mich nicht rechtfertigen. Oder entschuldigen. Das ist nur eine Geschichte, etwas Ausgedachtes, eine Phantasie über künftige Zeiten und andere Welten. Weiter nichts.

Frederik Pohl

Der Tag nach dem Tag, an dem die Marsianer kamen

Einleitung Über Frederik Pohl lässt sich nur sehr wenig sagen – außer eben alles. Er ist der Herausgeber des Magazins GALAXY; er war es, der 1953 STAR SCIENCE FICTION STORIES, eine verdienstermaßen berühmte Anthologien-Reihe mit Originaltexten, aus der Taufe gehoben und herausgegeben hat; zusammen mit Cyril Kornbluth hat er *The Space Merchants* verfasst; er war der Anthologist, der Cordwainer Smith' »Scanners Live in Vain« in seinem 1952 erschienenen Sammelband *Beyond the End of Time* vor dem Vergessen bewahrte; er war der Spürhund, der Dr. Linebager – Cordwainer Smith – gefunden und dazu veranlasst hat, wieder spekulative Literatur zu schreiben; er ist der Talentscout, der den Ton sämtlicher Science Fiction angibt, die bei Ballantine Books erscheint; er ist als Vortragsreisender in den ganzen Vereinigten Staaten unterwegs, wo er die neusten wissenschaftlichen Entwicklungen bekanntmacht und ganz nebenbei als Fürsprecher der spekulativen Literatur wirkt; er hat als Lektor jüngst eine meiner brillanten Geschichten unbarmherzig mit dem Rotstift malträtirt, und zwar allein deswegen, weil er die Wörter »Volldepp« und »Gemächt« anstößig fand. Na ja, niemand ist vollkommen.

Fred Pohl ist ein außergewöhnlich großer Mann Mitte vierzig, der zwischen den an der Hudson Street gelegenen Büroräumen von GALAXY und Red Bank, New Jersey, pendelt, dem Zuhause seiner Familie. Bei GALAXY lotet er die Möglichkeiten der Welt aus, die wir uns schaffen, zu Hause studiert er Fernsehsendungen, welche die Keime dieser Welt in sich tragen. Was er sieht, beunruhigt ihn ganz offensichtlich. Wofür die folgende Geschichte ein Beleg ist.

Nur ein oder zwei Sätze zu dieser Geschichte. Sie behandelt ein äußerst komplexes Problem auf einfachste, grundlegendste Weise: Irrationale menschliche Reaktionen werden auf den kleinsten gemeinsamen Nenner reduziert, damit sie als die Gefühllosigkeiten gesehen werden können, die sie in Wirklichkeit sind. Es ist fast schon eine Reportage, aber lassen Sie sich nicht von ihrer augenscheinlichen Schlichtheit täuschen; Pohl trifft den Kern der Sache.

Deutsch von Hannes Riffel

In jedem Zimmer des Motels befanden sich, zusätzlich zu der gewohnten Anzahl von Betten, zwei Pritschen, und Mr. Mandala, der Manager, hatte den hinteren Teil des Foyers in einen Schlafräum für Männer umfunktioniert. Trotzdem war er noch nicht zufrieden, und so versuchte er, seinen farbigen Pagen dazu zu bringen, den Abstellraum für die Koffer auszuräumen und auch dort Pritschen aufzustellen. »Bitte, Mr. Mandala«, sagte der Chefportier mit lauter Stimme, um den Lärm im Foyer zu übertönen, »Sie wissen, dass wir das gerne tun würden, wenn es möglich wäre. Aber es geht nicht, denn erstens wissen wir dann nicht mehr, wohin mit den ganzen alten Fernsehapparaten, die Sie unbedingt aufbewahren wollen, und zweitens haben wir schlicht keine Pritschen mehr.«

»Ernest, Sie widersprechen mir. Ich hatte Sie gebeten, mir nicht zu widersprechen«, sagte Mr. Mandala. Er trommelte mit den Fingern auf den Empfangstresen und sah sich wütend im Foyer um. Mindestens vierzig Männer und Frauen hielten sich darin auf, plauderten, spielten Karten und dösten. Der Fernseher murmelte vor sich hin, eine Wiederholung der NASA-Verlautbarung, und auf dem Bildschirm konnte Mr. Mandala die Aufnahme eines Marsianers sehen, der in die Kamera blickte und große, gallertartige Tränen weinte.

»Lassen Sie das«, befahl Mr. Mandala, als er sich umdrehte und seinen Pagen dabei ertappte, wie er auf den Bildschirm blickte.

»Ich bezahle Sie nicht dafür fernzuschauen. Gehen Sie in die Küche, da gibt es bestimmt etwas zu tun.«

»Wir waren in der Küche, Mr. Mandala. Da brauchen sie uns nicht.«

»Wenn ich Ihnen das sage, Ernest, dann gehen Sie! Und Sie auch, Berzie.« Er blickte ihnen nach, wie sie durch den Personalzugang verschwanden, und wünschte, er könnte einen Teil der Leute im Foyer ebenso leicht loswerden. Sämtliche Sessel waren besetzt, und wer darauf keinen Platz gefunden hatte, hockte auf den Armlehnen, lehnte an der Wand oder drängte sich in den Nischen der Bar, die auf polizeiliche Anweisung seit zwei Stunden geschlossen hatte. Den Anmeldungen zufolge kamen sie fast alle von Zeitungen, Nachrichtenagenturen, Radio- und Fernsehsendern und dergleichen und warteten auf die morgendliche Pressekonferenz in Cape Kennedy. Wenn es nur schon so weit wäre!

Es gefiel Mr. Mandala überhaupt nicht, dass so viele Leute in seinem Foyer herumhingen, zumal es sich bei einem Großteil bestimmt nicht um zahlende Gäste handelte.

Auf dem Fernsehschirm zeigten jetzt hastig zusammengeschnittene Aufnahmen die Rückkehr der Raumsonde Algonquin 9 zum Mars, aber niemand schaute hin. Diese Aufnahmen wurden seit Mitternacht nun schon zum dritten Mal wiederholt, und jeder hatte sie mindestens einmal gesehen; als die nächste Einstellung jedoch einen Marsianer zeigte, der wie ein trauriger Dackel mit Seehundflossen aussah, wandte sich einer der Pokerspieler um und rief: »Ich weiß einen Marsianerwitz! Warum schwimmt kein Marsianer im Atlantischen Ozean?«

»Ihr Einsatz«, sagte der Croupier.

»Weil er einen Ring darum herum zurücklassen würde«, sagte der Reporter und warf seine Karten auf den Tisch. Niemand lachte, nicht einmal Mr. Mandala, obwohl ein paar der Witze ziemlich gut gewesen waren. Allmählich wurden sie ihrer müde, oder vielleicht waren sie einfach nur müde.

Mr. Mandala hatte die erste Aufregung über die Marsianer verpasst, denn er hatte geschlafen. Als ihn der Manager aus der Tagesschicht angerufen und geweckt hatte, hatte Mr. Mandala das erst für einen Witz gehalten und dann den Kollegen aus der Tagesschicht für verrückt; wen kümmerte es schließlich, dass die Marssonde mit irgendwelchen Tieren zurückgekehrt war? Selbst wenn es nicht unbedingt Tiere waren. Als er feststellte, wie viele Reservierungen über Fernschreiber hereinkamen, wurde ihm klar, dass es wohl doch einige Leute kümmerte. Mr. Mandala hingegen interessierte sich nicht weiter für dergleichen. Es war nett, dass die Marsianer gekommen waren, denn sie hatten dafür gesorgt, dass das Motel ausgebucht war, genauso wie jedes andere Motel im Umkreis von hundert Meilen um Cape Kennedy, aber wenn das gesagt war, war alles über die Marsianer gesagt, was für Mr. Mandala zählte.

Der Fernsehschirm wurde schwarz, und der Schriftzug *Bulletin from NBC News* erschien. Die Pokerspieler legten eine Pause ein.

Im Foyer war es fast still, als ein unsichtbarer Nachrichtensprecher eine neue Presseerklärung der NASA verlas. »Dr. Hugo Bache, der Tierarzt aus Fort Worth, Texas, der am gestrigen Abend in der Patrick Air Force Base eingetroffen war, um die Marsianer im dortigen Durchgangslager zu untersuchen, hat einen vorläufigen Bericht verfasst, der soeben von Colonel Eric T. »Happy« Wingerter im Namen der National Aeronautics and Space Administration veröffentlicht wurde.«

Der Vertreter einer Nachrichtenagentur rief: »Macht lauter!« Um den Apparat herum kam es zu wildem Gedränge. Für einen Moment war der Ton gar nicht mehr zu hören, dann dröhnte er mit voller Lautstärke.

»... Marsianer sind Wirbeltiere, warmblütig und offenbar Säuger. Eine oberflächliche Untersuchung lässt einen generell niedrigen Stoffwechsel erkennen, wobei Dr. Bache darlegt, dass das möglicherweise bis zu einem gewissen Grad ihrer

schwierigen Reise geschuldet ist, denn sie haben in der äußerst beengten Musterprobenkammer der Algonquin 9 immerhin 137.000.000 Meilen durch den Weltraum zurückgelegt. Es gibt keine Hinweise, ich wiederhole, keine Hinweise auf übertragbare Krankheiten, wenngleich alle vorgesehenen Sterilisierungsprozeduren ...«

»Das glaube, wer will«, rief jemand, wahrscheinlich ein Korrespondent von CBS. »Walter Cronkite hat ein Interview mit der Mayo Clinic geführt, wo ...«

»Halt die Klappe«, bellte ein Dutzend Stimmen, und der Fernseher wurde wieder hörbar.

»... schließt der vollständige Text von Dr. Hugo Baches Bericht, der soeben von Colonel Happy Wingerter der Öffentlichkeit übergeben wurde.« Es folgte eine Pause; dann fand die Stimme des Nachrichtensprechers – erschöpft, aber offenbar zu allem bereit – die gesuchte Stelle wieder und fuhr mit einer Zusammenfassung dessen fort, was bisher geschehen war. Das Pokerspiel begann erneut, während der Nachrichtensprecher die Pressekonferenz mit Dr. Sam Sullivan vom Sprachwissenschaftlichen Institut der University of Indiana wiedergab sowie dessen Schlussfolgerungen, dass es sich bei den Lauten der Marsianer tatsächlich um eine Art Sprache handelte.

Was für ein Unsinn, dachte Mr. Mandala schlaftrunken. Er zog sich einen Stuhl heran und setzte sich.

Lautes Gelächter schreckte ihn auf; er sah sich streitlustig um und klopfte mit dem Fingerknöchel gegen seine Rufglocke. »Meine Herren! Meine Damen! Bitte!«, rief er. »Es ist vier Uhr früh. Unsere übrigen Gäste möchten gerne schlafen.«

»Ja, klar doch«, sagte der CBS-Mann und hob ungeduldig die Hand. »Aber wartet mal, mir fällt da einer ein. Wie sieht ein marsianisches Hochhaus aus? Na, gebt ihr auf?«

»Los, sag schon«, erwiderte eine rothaarige junge Frau, die der Redaktion von *Life* angehörte.

»Siebenundzwanzig Stockwerke, und alle im Keller!«

»Also gut«, sagte die junge Frau. »Ich weiß auch einen. Warum ist ein marsianisches Weibchen beim Geschlechtsverkehr aus religiösen Gründen dazu angehalten, die Augen zu schließen?« Sie wartete einen Moment. »Gott behüte, dass sie sieht, wie ihr Ehemann bei etwas Spaß hat!«

»Spielen wir jetzt Poker oder nicht?«, ächzte einer der Männer, aber er war in der Unterzahl. »Wer hat den marsianischen Schönheitswettbewerb gewonnen? ... Niemand!« – »Wie bekommst du ein marsianisches Weibchen dazu, nie wieder Sex zu haben? ... Heirate sie!« Über den musste Mr. Mandala laut lachen, und als einer der Reporter zu ihm kam und ihn um ein Heftchen Streichhölzer bat, gab er es ihm. »Merci«, sagte der Reporter und zündete seine Pfeife an. »Lange Nacht, was?«

»Wohl wahr«, sagte Mr. Mandala leutselig. Auf dem Fernsehschirm liefen zum vierten Mal dieselben Aufnahmen. Mr. Mandala gähnte und starrte sie mit leerem Blick an; viel gab es da nicht zu sehen, aber letztlich war das alles, was irgendjemand bisher von den Marsianer gesehen hatte oder zu sehen bekommen würde. All die Reporter und Kameralleute und Kolumnisten und Tontechniker, dachte Mr. Mandala vergnügt, alle, die hier auf die Pressekonferenz um zehn Uhr in Cape Kennedy warteten, würden ganz umsonst vierzig Meilen durch den Palmettosumpf fahren. Denn was sie sehen würden, wenn sie dort eintrafen, wäre ziemlich genau das, was sie jetzt auch sahen.

Einer der Pokerspieler erzählte einen langen, komplizierten Witz über Marsianer, die am Miami Beach Pelzmäntel trugen. Mr. Mandala betrachtete die Männer und Frauen mit Widerwillen. Wenn nur ein paar von denen auf ihre Zimmer und schlafen gehen würden, dann würde er die anderen fragen, ob sie überhaupt zahlende Gäste waren. Andererseits konnte er auch niemanden mehr irgendwo reinquetschen, schließlich waren alle Zimmer bereits doppelt belegt. Er ließ von dem Gedanken ab, starrte wieder gedankenverloren die Marsianer im Fernsehen an und versuchte sich vorzustellen, wie Menschen auf der ganzen

Welt diese Bilder sahen, in den Zeitungen davon lasen, sich ihre Gedanken darüber machten. Dabei sahen die nicht so aus, als wären sie das wert, wie sie da schwerfällig auf ihren langen, schwachen Gliedmaßen herumkrochen, auf ihren platten Seehundflossen, unter dem Druck der Erdanziehung keuchend, die großen, schmalen Augen stumpf.

»Sehen wirklich bescheuert aus, die kleinen Knilche«, sagte einer der Reporter zu dem Pfeifenraucher. »Weißt du, was ich gehört habe? Die Astronauten haben sie hinten eingesperrt, weil sie so stinken.«

»Auf dem Mars merken die das wahrscheinlich gar nicht«, sagte der Pfeifenraucher mit Bedacht. »Die dünne Luft.«

»Merken? Denen gefällt das.« Er ließ eine Dollarnote vor Mr. Mandala auf den Tresen fallen. »Dürfte ich Kleingeld für den Colaautomaten haben?« Mr. Mandala zählte wortlos Zehncentstücke ab. Ihm war nicht in den Sinn gekommen, dass die Marsianer riechen könnten, aber er hatte auch noch nicht weiter darüber nachgedacht. Wenn er darüber nachgedacht hätte, dann hätte er genau das gedacht.

Mr. Mandala fischte ein Zehncentstück für sich heraus und folgte den beiden Männern zum Colaautomaten. Der Fernseher zeigte jetzt ein paar unscharfe Aufnahmen, die die Astronauten mitgebracht hatten. Darauf waren niedrige, uneinheitliche sandfarbene Gebilde auf einem hellen Sandboden zu sehen. Die NASA nannte das »die größte Marsstadt«, insgesamt rund hundert flache, fensterlose Bauwerke.

»Ich weiß ja nicht«, sagte der zweite Reporter schließlich und setzte die Colaflasche an den Mund. »Meint ihr, die sind irgendwie intelligent?«

»Schwer zu sagen«, erwiderte der Pfeifenraucher. Er war von Reuters und sah auch so aus mit seinem breiten, roten Gesicht, das an einen englischen Gutsbesitzer gemahnte. »Immerhin bauen sie Häuser«, gab er zu bedenken.

»Das machen Gorilla-Männchen auch.«

»Zweifelsohne. Zweifelsohne.« Der Korrespondent von Reuters lächelte. »Ach, nur einen Moment. Da fällt mir einer ein. Da war einmal – mal sehen, zu Hause erzählen wir den über die Iren –, jetzt hab ich's. Das nächste Raumschiff fliegt zum Mars, versteht ihr, und sie stellen fest, dass irgendeine schreckliche terrestrische Krankheit die ganze Bevölkerung ausgerottet hat, mit Ausnahme eines Weibchens. Auch die Knilche da sind hinüber. Alle tot, bis auf die eine. Na ja, alle sind natürlich furchtbar bestürzt, und sie debattieren in der UNO darüber und schließen ein Anti-Genozid-Abkommen, und Amerika stimmt dafür, zweihundert Millionen Dollar an Wiedergutmachung bereitzustellen, und, na ja, langer Rede kurzer Sinn, damit die Marsianer nicht endgültig aussterben, beschließen sie, dass ein Menschenmann sich mit diesem überlebenden marsianischen Weibchen paaren soll.«

»Um Himmels willen!«

»Ja, genau. Also, dabei geraten Sie an Paddy O'Shaughnessy, einen ziemlich runtergekommenen Kerl, und sie sagen zu ihm: ›Hör mal, geh einfach in den Käfig da drüben, Paddy, und da findest du ein Weibchen. Und du musst nichts weiter tun als sie zu schwängern, kapiert?‹ Und O'Shaughnessy sagt: ›Und was springt für mich dabei raus?‹, und sie bieten ihm, nun, ein paar tausend Pfund. Und natürlich willigt er ein. Aber dann öffnet er die Käfigtür und sieht das Weibchen. Und kneift.« Der Reuters-Korrespondent legte die leere Flasche zurück aufs Gestell und verzog das Gesicht, um Paddys angewiderte Miene zu zeigen. »Bei allen Heiligen«, sagt er, ›mit so was hab ich nicht gerechnet.‹ – ›Ein paar tausend Pfund, Paddy!‹, sagen sie, um es ihm schmackhaft zu machen. ›Ach, na schön«, sagt er, ›aber unter einer Bedingung.‹ – ›Und die lautet?‹, fragen sie ihn. ›Ihr müsst mir versprechen, dass das Kind von der Kirche aufgezogen wird.«

»Ach, den kenne ich«, sagte der andere Reporter. Und er hob den Arm, um seine Flasche zurückzulegen, und dabei blieb er

mit dem Fuß an dem Gestell hängen, und vier Kisten leerer Colaflaschen klapperten und klirrten über den Boden.

Tja, das war fast mehr, als Mr. Mandala ertragen konnte, und er keuchte und stammelte und malträtierte seine Glocke und rief: »Ernest! Berzie! Jetzt aber schnell!« Und als Ernest auftauchte und den dunklen, rotvioletten Kopf durch den Personalzugang hereinstreckte, verriet seine Miene, dass er eine Katastrophe vorausahnte. Mr. Mandala schrie: »Ach, ihr verdammten Dösköpfe, wie oft habe ich euch gesagt, ihr sollt das Gestell leerräumen!« Und wutschnaubend stand er über den beiden Pagen, während diese sich über die ganzen Flaschen und das zerbrochene Glas beugten, ihn besorgt von der Seite anschauten, dunkelviolett und arabischer Sand. Er wusste, dass sämtliche Reporter ihn ansahen und dass sie sein Verhalten missbilligten.

Und dann ging er in die weit fortgeschrittene Nacht hinaus, um sich ein wenig zu beruhigen, denn es tat ihm leid, und er wusste, dass sonst etwas passieren würde, was ihm noch mehr leidtäte.

Das Gras war nass. Kondensierender Tau tropfte von den Armaturen des Sprungbretts in den Pool. Das Motel war nicht so still, wie es so kurz vor Morgengrauen hätte sein sollen, aber es war hinreichend still. Nur hin und wieder war ein entferntes Lachen zu hören und die Geräusche aus dem Foyer. Mr. Mandala fand das tröstlich. Er erfrischte seine Seele, indem er alle Galerien um den Raum herum ablief und die Eismaschinen und Zigarettensautomaten kontrollierte. Alles war, wie es sein sollte.

Ein Düsenjet von der McCoy dröhnte über das Motel hinweg. Noch weiter oben leuchteten, obwohl im Osten bereits der Morgen graute, hell die Sterne. Mr. Mandala gähnte, blickte träge himmelwärts und fragte sich, welcher davon der Mars war. Dann kehrte er an den Tresen zurück; bald war er zu sehr mit der langen, aufreibenden Abfolge von Anrufen und Abreisen beschäftigt, um an Marsianer zu denken. Als die meisten Gäste schließlich geräuschvoll in ihre Pkws und Kleinbusse stiegen und die Tagesschicht

den Dienst antrat, öffnete Mr. Mandala zwei kalte Colas und ging damit durch den Personalzugang nach hinten zu Ernest.

»Viel los heute Nacht«, sagte er, und Ernest, der sowohl die Cola als auch die Absicht dahinter guthieß, nickte und trank einen Schluck. Sie lehnten sich an die Mauer, die den Pool von der Zufahrtsstraße abschirmte, und schauten zu, wie die Journalisten und Journalistinnen Richtung Landstraße und Pressekonferenz davonrollten. Die meisten von ihnen hatten nicht geschlafen. Mr. Mandala schüttelte den Kopf – mit so viel sinnloser Unruhe war er nicht einverstanden.

Ernest schnalzte mit dem Finger, grinste und sagte: »Ich weiß einen Marsianerwitz, Mr. Mandala. Was sagst du zu einem zwei Meter großen Marsianer, der mit einem Speer auf dich losgeht?«

»Sack Zement, Ernest«, sagte Mr. Mandala, »du sagst ›Werter Herr‹ zu ihm. Denn kennt doch jeder.« Er gähnte und reckte sich und sagte nachdenklich: »Man sollte meinen, es gäbe ein paar neue Witze. Aber ich hab nur altes Zeug gehört, und anstatt auf Juden herumzuhacken und auf Katholiken und ... und auf allem und jedem, erzählen sie nun das Gleiche über die Marsianer.«

»Ja, Mr. Mandala, das ist mir auch aufgefallen«, sagte Ernest.

Mr. Mandala richtete sich auf. »Schau besser, dass du eine Mütze Schlaf kriegst«, riet er. »Die stehen heute Abend wahrscheinlich alle wieder auf der Matte. Keine Ahnung, warum ... Weißt du, was ich denke, Ernest? Von den Witzen mal abgesehen, erinnert sich in sechs Monaten niemand mehr daran, dass es so was wie Marsianer je gegeben hat. Ich glaube nicht, dass es irgendjemand auch nur das Geringste bedeutet.«

»Ich widerspreche Ihnen ja nur ungerne, Mr. Mandala«, sagte Ernest verhalten, »aber ich bin da anderer Meinung. Manchen Leuten bedeutet es bestimmt etwas. Mir bedeutet es sogar *verdammt* viel.«

Nachbemerkung Es ist und bleibt meine Überzeugung, dass eine Geschichte für sich selbst sprechen muss und dass alles, was ein Autor beifügt, nachdem er sie zu Ende erzählt hat, Ausflüchte sind, Lügen oder jedenfalls etwas, das er besser für sich behalten hätte. Aber eine Sache möchte ich gerne dazu sagen, warum diese Geschichte geschrieben wurde. Nicht um Sie zu überzeugen, dass es dafür gute Gründe gab oder dass die Geschichte ihren Zweck erfüllt – darüber haben Sie bereits selbst befunden, und das ist auch richtig so. Sondern um Ihnen darzulegen, wie getreu die Natur der Kunst einen Spiegel vorhält.

Nachdem ich »Der Tag nach dem Tag, an dem die Marsianer kamen« verfasst hatte, bin ich einem Pfarrer aus einer kleinen Gemeinde in Alabama begegnet. Wie in vielen Kirchen, nicht nur in Alabama, ist er hinsichtlich der Frage der Integration zwiespalten. Er hat, meint er, eine Lösung für dieses Problem gefunden oder zumindest etwas, das einer Lösung nahekommt. Er regt die weißen Jugendlichen dazu an, Science Fiction zu lesen, in der Hoffnung, dass sie vielleicht erstens lernen, sich Gedanken um die grünhäutigen Marsianer zu machen anstatt um die schwarzhäutigen Amerikaner, und zweitens, dass alle Menschen Brüder sind ... zumindest angesichts eines unfassbar großen Universums, in dem es sehr wahrscheinlich Geschöpfe gibt, die gar keine Menschen sind.

Mir gefällt die Art und Weise, wie dieser Mann Gott dient. Es ist ein guter Plan. Eigentlich müsste er zum Ziel führen. *Hoffentlich* führt er zum Ziel, oder Gott möge uns beistehen.